

S.D. Foik

Zwanzig Minuten bis Omsk

Der Anschlag auf Alexej Nawalny

Roman

1.Auflage

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Sebastian Foik, Autorenservice Fakriro GmbH, Bodenfeldstr.9,
91438 Bad Windsheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Saki M.

Korrektur: Nicoletta Beck-Foik

Covermotiv: Design by Sebastian Foik unter Verwendung einer Fotografie von Dimka Neven

Buchsatz: Sebastian Foik

www.sdfoik.com

Für Alexej Nawalny

Dieses Buch ist ein Roman und kein Tatsachenbericht. Vieles hat sich tatsächlich so ereignet. Noch mehr ist aber der Phantasie des Autors entsprungen. Trotz der vom Autor in künstlerischer Freiheit gewählten fiktiven Handlungsabläufe, mögen im Einzelfall Anklänge an Verhaltensweise lebender oder verstorbener Personen oder an öffentlich bekannte Unternehmen oder Organisationen nicht immer vermeidbar gewesen sein. Dies ist aber von der grundsätzlichen Freiheit der Kunst umfassend geschützt.

Über den Autor:

S. D. Foik, geboren 1975 in Polen und im Ruhrgebiet aufgewachsen. Während seines Studiums der Ost- und Südosteuropäischen Geschichte sowie der Politikwissenschaften in Bochum entwickelte S.D. Foik ein ausgeprägtes Verständnis für die komplexen globalen Zusammenhänge. Diese Interessen und Erkenntnisse fanden schließlich ihren Weg in seinen Debütroman mit dem Titel »Ära des Verrats«, der die Jagd nach Edward Snowden thematisiert. 2024 erschien sein Roman »Die Freiheit in uns« über den Ausbruch der Maidan-Revolution im Jahr 2013 in der Ukraine. 2025 erschien ein weiterer Spionage-Thriller mit dem Titel »Operation Redhead«, der sich mit der versuchten Ermordung des russischen Spions Sergej Skripal in der englischen Stadt Salisbury beschäftigt. Mit seiner Schwester Patricia hat er den Podcast »Buch und Bühne« ins Leben gerufen, in dem er Einblicke in sein Autorenleben gewährt und angehenden Schriftstellern wertvolle Tipps für ihre Veröffentlichungen gibt. Mit seiner Familie (Ehefrau und zwei Kindern) lebt S. D. Foik heute im Ruhrgebiet.

Wichtige Figuren

FSB (Russischer Inlandsgeheimdienst)

Oleg Tayakin

FSB-Einsatzleiter bei der Überwachung von Nawalny

Elena Kostina

IT-Spezialistin Organisation und Logistik

Mikhail Shvets

FSB-Toxikologe, brutaler Schläger

Alexey Alexandrov

Arzt und Toxikologe

Konstantin Borisovich Kudryavtsev

Aufräumteam des FSB

Stanislav Makshakov

Direkter Kommandeur des FSB-Kommandos und stellvertretender Direktor des FSB-Instituts für Kriminalistik.

Wladimir Panyaev

Der Schatten von Nawalny

Journalisten & Aktivisten

Lars Banse

Unermüdlicher deutscher Bellingcat-Ermittler

Christo Grozev

Bulgarischer Investigativreporter bei Bellingcat

Kira Jarmysch

Sprecherin Nawalnys

Maria Pevchikh

Nawalnys engste Vertraute von Nawalny, Strategin
hinter der Kamera.

TEIL I

OPERATION STAHLFADEN

Mai 2020 – Russland

Die Operation »Stahlfaden« begann nicht mit einem Befehl oder einem Paukenschlag, sondern mit dem Rascheln von Akten und der Auswertung von langweiligen Bewegungsprofilen. Wie fast alle Projekte des FSB war sie das Produkt aus banalen Daten, zusammengesetzt wie Mosaiksteine: Uhrzeiten, Bahntickets, Flüge, Übernachtungen, Gesichter aus den Menschenmengen, die auf Monitoren eingefroren wurden.

Für Oleg Tayakin und sein Team war Alexej Nawalny kein Oppositionsführer, kein Symbol, kein Mensch. Er war »Subjekt 474«. Eine Chiffre in einer Datenbank, ein Bewegungsprofil, das man kartierte wie den Lauf einer Ratte in einem Labyrinth.

Die Jagd hatte 2017 begonnen, während Nawalnys zwanzig Wahlkampfreisen quer durch Russland. Einmal identifiziert, blieb das Team an Nawalny dran. Alles wurde registriert. Hotelbuchungen, Taxifahrten, hektische Schritte auf Bahnsteigen, Lesungen und Treffen mit Menschen, die auf der falschen Seite der Geschichte standen.

Nawalnys Leben wurde in Zonen aufgeteilt. Öffentliche Auftritte wurden von Mikrofonen eingefangen, private Reisen von stillen Observationsteams dokumentiert. Selbst die Pausen zwischen seinen Sätzen in Interviews wanderten als Marker in digitale Akten.

Nawalny wurde zu einem Subjekt, einer Datei, die dicker wurde, je länger er atmete.

Der »Stahlfaden« war kein Netz, er war ein Würgegriff, der langsam und unnachgiebig zudrückte.

Die Männer und Frauen der Truppe bewegten sich wie Schatten, teilten sich in Zweier- oder Dreiergruppen auf, wechselten Namen und Legenden wie andere Leute Hemden.

Sie vermieden es, denselben Flieger zu nehmen wie der Mann, den sie jagten. Stattdessen setzten sie auf Parallelrouten, Abflüge von anderen Flughäfen, Ankünfte an anderen Terminals, immer einen Schritt entfernt, nie im direkten Licht. Manchmal waren sie schon da, einen Tag vor dem Ziel, unsichtbar in der Menge. Manchmal schoben sie sich nur knapp dahinter, gerade so nah, dass niemand die Schatten bemerkte, die sich an die Spur hefteten.

Eine derart lückenlose Überwachung war selbst nach den Maßstäben des FSB ungewöhnlich. Doch was sie wirklich besonders machte, war nicht nur die Konsequenz, sondern die Qualität der Leute, die sie ausführten.

Das Team bestand aus geschulten Agenten, die zu den besten des russischen Geheimdienstes zählten. Spezialisten für medizinische und chemische Kampfstoffe. Männer, die nicht nur wussten, wie man jemanden verfolgte, sondern auch, wie man ihn unauffällig aus dem Spiel nahm.

Das Ziel war, ein exaktes Verhaltensmuster von Nawalny zu erstellen mit Gewohnheiten, Schwachstellen und wiederkehrende Routen, um im entscheidenden Moment den perfekten Schlag auszuführen. Wie geladene Waffen, die im Schoß des Killers warteten, um abgefeuert zu werden.

Oleg Tayakin, Einsatzleiter der Operation, saß in einem schmucklosen Konferenzraum innerhalb einer hochgesicherten FSB-Anlage im Bezirk Stroitel von Mytischki, nördlich von Moskau. Der Raum verriet nichts über den Rang seiner Bewohner und nichts über die Arbeit, die hier verrichtet wurde. Kahle Wände, ein langer Tisch, kaltes Licht. Nur der Projektor brachte Bewegung in die sterile Stille. Sein Bild flackerte über die weiße Wand und zeichnete Nawalnys Bewegungsmuster nach: Wege, Aufenthaltsorte, wiederkehrende Abläufe. Das Leben eines Mannes, zerlegt in Daten. Für Tayakin war es kein Leben mehr, sondern ein Muster, das sich lesen, berechnen und kontrollieren ließ.

Tayakins Team bestand aus vier handverlesenen Agenten, die ihre Rollen mit Präzision und Loyalität ausführten. Jeder von ihnen hatte eine Geschichte, die sie hierhergeführt hatte, in die graue Welt des FSB, in der Loyalität belohnt und Schwäche bestraft wurde.

Tayakin, ein bulliger Mann mit breiten Schultern und einem Gesicht, das an einen verwitterten Amboss erinnerte, betrachtete die Daten auf dem Bildschirm seines Laptops.

Tayakin war der Dreh- und Angelpunkt dieser Operation. Seine Karriere beim FSB hatte in den chaotischen Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion begonnen. Er diente zunächst in einer dem FSB angegliederten Spetsnaz-Basis (Militäreinheit 2006 in der südrussischen Stadt Jessentuki) sowie in der Militäreinheit 03523. Im Jahr 2004 schloss er sein Studium an der Pirogov Medical Academy in Moskau ab und arbeitete zunächst als Chirurg, bevor er dem Kriminalistischen Institut des FSB beitrug.

Er hatte gesehen, wie Oligarchen sich die Reste des Landes einverleibten, während ausländische NGOs versuchten, Russland in eine »westliche Demokratie« zu verwandeln. Für ihn war Alexej Nawalny nichts weiter als eine Marionette des Westens, ein Mann, dessen Agitation die Stabilität des Landes gefährdete.

Tayakins Kopf war kahl rasiert und die blasse Haut spannte sich straff über den Schädel. Die blassen, fast farblosen Augen musterten einen, ohne etwas preiszugeben. Die Nase war breit und unscheinbar, doch die schmalen Lippen wirkten wie ein zu enger Verschluss, hinter dem etwas Gefährliches lauerte.

»Er ist wie ein Uhrwerk«, murmelte Tayakin, während er den neusten Bericht über Nawalny betrachtete.

»Nicht ganz«, sagte Elena Kostina, die IT-Spezialistin in seinem Team ohne den Blick von ihren drei Bildschirmen zu lösen. »Seine Frau fährt den Prius. Er bevorzugt Taxis oder Carsharing. Es gibt ein Muster, aber es ist kein festes.«

Tayakin schnaubte. »Das ist das Problem mit Intellektuellen. Immer diese verdammten Abweichungen.«

Kostina grinste flüchtig. Sie war schmal gebaut, drahtig, mit kurzem Haar und einem Gesicht, dessen nüchterne Intelligenz kaum etwas Menschliches nach außen dringen ließ. Sie suchte in Nawalnys digitalem Leben nach Mustern und Brüchen, nach dem, was zwischen Kalenderterminen, E-Mails und Chatverläufen verborgen lag. Wo diese Spuren endeten, fing ihre eigentliche Arbeit an. Dann prüfte sie die digitalen Schutzwälle, die Nawalnys eigene Hacker errichtet hatten, und suchte nach den Stellen, an denen selbst gute Sicherheitsleute Fehler machten. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel zwischen Profis, geduldig, misstrauisch und ohne Platz für Sentimentalität. Kostina gewann nicht jedes Mal. Aber oft genug.

Sie hatte einst für ein privates IT-Unternehmen gearbeitet, bevor sie nach einem gescheiterten Hackerangriff auf ein Regierungsnetzwerk vor die Wahl gestellt wurde: Haft oder der Dienst für den Staat.

Sie entschied sich für Letzteres und hatte nie zurückgeblickt.

»Was ich tue, schützt dieses Land«, sagte sie oft zu sich selbst, wenn sie spät nachts in fremde Server eindrang. »Jede E-Mail, die ich lese, jede Schwachstelle, die ich finde, macht Russland sicherer.«

»Ich hab was«, sagte sie nach einer Weile und tippte rasch auf ihrer Tastatur. »Uns wurde heute eine Info von einer Quelle aus dem Petlinsky-Netzwerk zuge-

spielt. Er hat morgen früh ein Meeting mit irgendeinem Wirtschaftsprofessor. Wahrscheinlich ein potenzieller Spender.«

Tayakin hob eine Augenbraue. »Ort?«

»Ein Café in Moskau. Name des Professors: Sergei Melnitschenko. Kein öffentliches Profil. Ich suche weiter.«

Tayakin nickte und wandte sich an Alexey Alexandrov, der im Hintergrund die Daten analysierte, die Elena auf den großen Bildschirm projizierte.

»Und Alexey? Wie läuft dein kleiner Chemieunterricht?«

Alexandrov hob ein Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit in die Höhe und betrachte seine Konsistenz interessiert. »Noch nicht bereit für die Hauptvorstellung aber die Vorbereitungen laufen. Das hier ist subtil. Herzstillstand in zwei Minuten, keine Spuren. Ideal für einen Kaffee.«

Alexey Alexandrov war auf eine besondere Art gefährlich. Er tötete leise, ohne Aufsehen, ohne die Spuren eines gewöhnlichen Verbrechens zu hinterlassen. Zunächst hatte er in einer Spezialeinheit der Armee gedient, später war der FSB auf ihn aufmerksam geworden. Seine Kenntnisse lagen dort, wo Chemie zur Waffe wurde und ein Mord wie ein medizinischer Zwischenfall aussehen konnte. An der Militärakademie für chemisch-biologische Verteidigung hatte er sein Fach gelernt, danach seine Fähigkeiten für einen Dienst verfeinert, der keine Fragen stellte, solange die Ergebnisse

stimmten. Alexandrov verstand es, den Tod zu verschleiern. Und er wusste, dass die Unsicherheit, die er hinterließ, manchmal ebenso wirksam war wie das Gift selbst.

»Was ich tue, ist Präzisionsarbeit«, erklärte er oft, wenn man ihn nach seiner Arbeit fragte. »Ich bin kein Mörder. Ich bin ein Chirurg, der Tumore entfernt, bevor sie metastasieren.«

Alexandrovs ruhige und kontrollierte Art machte ihn zu einem natürlichen Anführer in Stresssituationen. Für ihn war Nawalny ein Verräter, ein Mann, der Russland schwächen wollte, um westlichen Interessen zu dienen.

»Nawalny ist wie ein Virus«, erklärte Alexandrov einmal in einer Teamsitzung. »Und ein Virus bekämpft man mit Präzision und Entschlossenheit.«

Alexandrov sah aus wie ein Mann, der mit einem Blick ein Rätsel lösen konnte. Die schlichte Brille, die seine scharfen, kühlen Augen verbarg, war mehr als ein Accessoire. Sie war ein Werkzeug, ein Filter, der die Welt distanziert und analytisch betrachtete. Sein Schnurrbart war immer sorgfältig gepflegt und verlieh ihm einen Hauch von altmodischer Strenge, der an Generäle aus vergilbten Geschichtsbüchern erinnerte.

Seine Haare, an den Schläfen bereits von Silber durchzogen, erzählten von Jahren, die in verborgenen Räumen, kalten Laboren und stickigen Konferenzzimmern verbracht wurden. Seine Haut war blass, fast wächsern, sein Kiefer kantig und hart, wie aus Granit gehauen.

Alexandrov war nicht der Typ, der Rückschläge akzeptierte. Rückschläge waren für ihn keine Endstation, sondern ein Knotenpunkt, an dem er die Richtung änderte, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren.

Was ihn am meisten auszeichnete, war die Art, wie er sprach: leise, überlegt, jede Silbe mit chirurgischer Präzision platziert. Es war, als hätte er Worte zu seiner eigenen Wissenschaft gemacht, jedes von ihnen ein skalpellartiges Instrument, das ebenso leicht überzeugen wie zerstören konnte.

Kostina schaute von ihrem Laptop auf. Ihre Finger tippten unablässig über das Touchpad, während sie Nawalnys digitale Welt in Echtzeit sezierte.

»Sein Kalender ist dicht«, warf sie ein, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen. »Aber er hat in drei Tagen einen geschlossenen Termin in Kaliningrad. Privat. Kein offizieller Eintrag, keine öffentliche Bekanntgabe.«

»Quelle?«, fragte Panyaev, sofort hellhörig.

»Intercept aus seinem Chat-Archiv. Jemand aus seinem engeren Kreis weiß Bescheid. Vermutlich seine Ärztin. Sie spricht von einer medizinischen Untersuchung. Aber der Kontext passt nicht. Vielleicht macht er auch einfach nur Urlaub.«

Tayakin lehnte sich wieder vor, der Blick hart. »Das heißt, wir haben ein Zeitfenster.«

»Ein schmales«, entgegnete Kostina. Vielleicht drei Tage. Dann fliegt er weiter nach Moskau.«

»Das reicht«, murmelte Alexandrov.

Seine Gedanken folgten einer vertrauten Ordnung, kühl und unerbittlich wie die Punkte einer Checkliste. Anreise. Observierung. Sicherung. Durchführung. Extraction. Keine Improvisation, solange sie nicht nötig war. Kein Schritt durfte dem nächsten vorausgehen. Für Alexandrov lag die Sicherheit nicht darin, dass alles nach Plan verlief, sondern darin, dass er auch auf das vorbereitet war, was den Plan zerstören konnte.

»Alles klar. Macht euch bereit. Du fährst auch mit«, sagte Tayakin und wandte den Kopf zu Vladimir Panyaev, der an der Stirnseite des Tisches saß. Panyaev blickte nur kurz von seinem Laptop auf, auf dessen Bildschirm schemenhaft Dokumente und verschlüsselte Chats aufblitzten. Seine Finger ruhten reglos auf der Tastatur, doch in seinen Augen lag der Ausdruck eines Mannes, der innerlich schon zehn Schritte weiter war.

»Verstanden«, antwortete er knapp, fast tonlos.

Tayakin beugte sich leicht vor. »Und ich will, dass ihr Shvets mitnehmt.«

Der Name schien die Temperatur im Raum um ein paar Grad zu senken. Alexandrov und Panyaev tauschten einen kurzen Blick aus. Shvets war kein Mann, den man leichtfertig ins Spiel brachte.

»Mikhail?«, fragte Alexandrov schließlich, ohne jede Emotion in der Stimme, doch sein Blick verriet, dass er das Gewicht dieser Entscheidung sehr wohl kannte.

»Ja«, bestätigte Tayakin knapp.

»Shvets soll also wirklich mitkommen?«, fragte Panyaev trocken, während er seinen Laptop zuklappte.

Panyaev war ein unscheinbarer Mann, dessen größte Stärke seine Fähigkeit war, in der Masse zu verschwinden. Er hatte sich vor Monaten im selben Wohnhaus wie Nawalny eine Wohnung gesucht und beobachtete ihn aus nächster Nähe.

»Manchmal frage ich mich, ob er mich überhaupt bemerkt«, sagte Panyaev einmal zu Kostina bei einem Abendessen. »Ich bin nur ein weiterer Nachbar. Niemand, den er je in Verdacht ziehen würde.«

Panyaev war ein Mann, dessen Gesicht klare, symmetrischen Züge aufwies, die sich jedoch durch nichts Besonderes auszeichneten. Sein schmaler Kiefer und die glatte Stirn erzählten von einem Leben, das nach außen hin diszipliniert und kontrolliert wirkte.

Sein Haar, kurz und ordentlich geschnitten, war von einer dunklen Schlichtheit, die genauso funktional war wie der Rest seiner Erscheinung. Doch es waren vor allem seine Augen, die ihn verrieten: grau und leer, wie der Himmel an einem Wintermorgen, aber mit einer Tiefe, die unterschwellig bedrohlich wirkte.

Er bewegte sich mit einer mechanischen Präzision, als hätte er jeden seiner Schritte geprobt, um keinen überflüssigen Abdruck zu hinterlassen. Weder im Schnee noch im Gedächtnis anderer.

Tayakin nickte. »Genau. Shvets wird warten, bis ihr das Ziel isoliert habt. Kein Risiko, keine halben Sachen.«

Kostina hob eine Augenbraue. »Und wenn er wieder sein eigenes Ding fährt?«

»Dann sorgt dafür, dass er gar nicht erst die Gelegenheit dazu bekommt.« Tayakin sah jeden von ihnen der Reihe nach an. »Das ist eine Gelegenheit, die sich nicht wiederholt. Wenn wir ihn dort erwischen, bevor er wieder in der Öffentlichkeit steht, dann ... »

Er ließ den Satz offen, aber die Implikation hing im Raum wie ein Damoklesschwert.

02. Juli 2020 – Kaliningrad

Das Taxi rumpelte über das Pflaster, der Rhythmus der Reifen unterbrochen von gelegentlichen Schlaglöchern, die den Wagen kurz durchschüttelten. Alexandrov saß vorne neben dem Fahrer, dessen scharfe Gesichtszüge und misstrauische Augen ihn an einen dieser alten Sowjet-Dokumentarfilme erinnerten. Shvets und Panyaev teilten sich die Rückbank, wobei Panyaev nervös mit einem Kugelschreiber spielte, den er aus seiner Jackentasche gefischt hatte.

Der Kugelschreiber klickte zwischen seinen Fingern, rhythmisch, aggressiv, ein kleiner Schlagzeugwirbel der Ungeduld. Klick – klack. Klick – klack.

»Du machst mich mit dem Scheißding noch wahnsinnig«, knurrte Shvets von nebenan.

»Entspann dich. Wir fahren nur Taxi.«

Alexandrov drehte sich halb zu dem Fahrer, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen. »Warum läuft bei Dir keine Musik im Radio?«

Der Fahrer, ein stämmiger Mann mit grauem Bart und einem fleckigen Poloshirt, brummte etwas Unverständliches. »Musik? Läuft den ganzen Tag im Radio. Habe genug davon.«

»Es gibt doch bestimmt irgendeinen Sender, der düstere Musik spielt, die zu der Stadt passt«, mischte sich Shvets ein.

Der Fahrer schaute in den Rückspiegel.

»Düster? Junge, du weißt nicht, was düster ist. Düster war es hier in den 90ern. Heute ist das hier Disneyland im Vergleich zu damals.«

Panyaev schnaubte. »Stimmt, damals gab es noch echte Gangster. Nicht wie diese Clowns heute, die auf Instagram posieren. Erzähl uns mehr vom goldenen Zeitalter. Du hast doch bestimmt die örtliche Mafia durch die Gegend kutschiert.«

»Nicht Mafia.« Der Fahrer ließ ein kehliges Lachen hören. »KGB. Die hatten damals Stil.«

»Stimmt, wir sind leider nicht so cool, wie der KGB«, lachte Panyaev.

Ein kurzes Schweigen, das nur vom Surren des Motors durchbrochen wurde.

Alexandrov räusperte sich schließlich. »Sag mal, was hältst du von den großen Neuigkeiten? Die Proteste in Moskau. Die Welt ändert sich, oder?«

Der Fahrer zog eine Augenbraue hoch. »Du meinst diese Kinder, die denken, sie könnten Putin in die Knie zwingen? Lächerlich. Sobald das Wetter schlechter wird, verschwinden die alle wieder. Genau wie die Leute im Westen, die über Greta und Klima schwafeln.«

»Die werden schon nicht so schnell verschwinden«, sagte Panyaev und klickte wieder mit seinem Kugelschreiber. »Sie unterschätzen den Hunger. Nicht nach Brot. Nach Luft. Die Leute wollen atmen. Zehn Jahre Schweigen, und jetzt haben sie gelernt, das Wort ›Genug‹ in den Mund zu nehmen.«

Der Fahrer schnaubte, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. »Luft? Was für eine poetische Scheiße. Die wollen Smartphones, neue Autos, billigen Urlaub in Antalya. Solange der Rubel rollt, bleibt der Mund zu.«

»Und wenn der Rubel nicht mehr rollt?«, warf Alexandrov ein. »Wenn plötzlich nichts mehr übrig ist als die Löcher in den Straßen und die Bürokraten mit ihren fetten Bäuchen?«

Der Fahrer schaute kurz zu Alexandrov. »Glaubst du, dass dann jemand wirklich weiter auf die Straße geht? Revolutionen sind teuer und Russland ist pleite. Das Einzige, was wir uns leisten können, sind Paradeuniformen und Paranoia. Der Rest sind leere Drohungen.«

Alexandrov sah ihn von der Seite an. »Und was, wenn die Paranoia diesmal nicht reicht?«

Der Fahrer zuckte mit den Schultern. »Dann gibt es Blut. So oder so. Aber das Blut wird nie das richtige sein. Nie das von denen da oben.«

Panyaev klickte wieder mit dem Stift, nervös, als würde er jede Silbe abmessen. »Vielleicht nicht. Aber manchmal reicht es, wenn die Straße rot genug gefärbt ist. Egal von wem.«

»Komischer Gedanke«, sagte der Fahrer und verfiel in düsteres Schweigen.

Die einzige Geräuschkulisse waren die Reifen, die über das nasse Kopfsteinpflaster zischten.

Die Straße vor ihnen wurde breiter, das Licht der Reklametafeln tanzte über die Windschutzscheibe.

»Und was ist mit euch?«, fragte der Fahrer schließlich, fast beiläufig. »Touristen, oder was?«

Alexandrov lachte leise, ein Laut, der wie eine Warnung klang. »Sowas in der Art.«

Der Scheibenwischer kämpfte gegen den feinen Sprühregen, der die Sicht auf die nächtlichen Straßen Kaliningrads weiter verschleierte. Alexandrov zog eine Zigarettenschachtel aus der Jackentasche und hielt sie dem Fahrer hin.

»Rauchverbot im Taxi?«, fragte er mit einem süffisanten Grinsen.

Der Fahrer schnaufte verächtlich. »Solange ihr den Aschenbecher trifft, ist es mir egal.«

»Das ist die Einstellung, die ich mag.«

Alexandrov steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie mit einem billigen Plastikfeuerzeug an. Der erste Zug ließ ihn tief durchatmen, als würde er die Welt mit einem langsameren Puls betrachten.

»Woher kommt ihr eigentlich? Moskau?«, fragte der Fahrer.

»Sibirien«, sagte Alexandrov, ohne zu zögern und blies erneut Rauch in die Luft. »Die Kälte hält den Verstand scharf. Was ist mit dir? Schon immer Kaliningrad?«

»Immer«, antwortete der Fahrer knapp. »Hat seine Vorteile. Die Ostsee ist nicht das Schlechteste, und hier lässt man einen in Ruhe, wenn man weiß, wie man sich verhält.«

»In Ruhe gelassen werden. Das klingt nach einem Traum. Hast du Kinder?«

Der Fahrer schielte in den Rückspiegel. »Eine Tochter. Arbeitet in Sotschi. Macht irgendwas mit Tourismus. Stolz bin ich auf sie. Hat's geschafft, rauszukommen.«

»Raus aus Kaliningrad?«, fragte Shvets, seine Augen noch immer auf die vorbeiziehenden Plattenbauten gerichtet.

Der Fahrer lachte leise, aber es war ein trockenes, bitteres Lachen. »Die Stadt kann einen auffressen. Arbeit ist schlecht bezahlt, die Luft ist feucht und kalt und wenn man nicht aufpasst, versinkt man in der Tristesse.«

Alexandrov blickte zum Fahrer, seine Zigarette zwischen den Fingern drehend. »Was hält dich dann noch hier?«

»Meine Frau«, sagte der Fahrer ohne Zögern. »Hat vor ein paar Jahren den Kampf gegen den Krebs verloren. Jetzt ... jetzt kann ich nicht weg. Ihr Grab ist hier. Außerdem ... « Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin zu alt, um nochmal von vorne anzufangen.«

»Du hast deine Tochter großgezogen, sie ausgebildet, ihr eine Chance gegeben«, sagte Shvets, seine Stimme ungewöhnlich weich. »Das zählt mehr, als du denkst. Vielleicht ist das der eigentliche Erfolg.«

»Du klingst ja fast menschlich«, sagte Alexandrov mit einem höhnischen Lachen.

Panyaev ignorierte ihn und sah den Fahrer direkt an.
»Wie alt ist sie?«

»Neunundzwanzig. Klüger, als ich es je war. Arbeitet in einem Resort, spricht drei Sprachen. Sie sagt immer, sie holt mich irgendwann nach Sotschi. Aber ... «

Der Fahrer machte eine Pause, seine Finger klopften auf das Lenkrad. »Das wird nicht passieren. Sie hat ihr eigenes Leben. Ist besser so.«

»Manchmal ist das der Preis«, murmelte Panyaev, mehr zu sich selbst als zu den anderen.

Der Fahrer warf ihm einen weiteren Blick im Rückspiegel zu. »Nun, wie auch immer. Ich bin froh, dass meine Tochter nichts mit Politik zu tun hat. Ist besser, nicht in den Dreck zu greifen, den man nicht sauber waschen kann.«

»Manchmal hat man keine Wahl«, sagte Panyaev ruhig, fast resigniert.

»Man hat immer eine Wahl«, entgegnete der Fahrer.

Die Worte hingen für einen Moment in der stickigen Luft des Taxis. Alexandrov schnipste seine Zigarette aus dem Fenster und lehnte sich zurück.

»Das ist ein schöner Gedanke, Väterchen. Aber am Ende wählen wir nur, wie wir mit dem umgehen, was uns vor die Füße fällt.«

Das Taxi rumpelte weiter durch die regennassen Straßen Kaliningrads, der Scheibenwischer schabte monoton über die Windschutzscheibe, als wollte er die Dunkelheit selbst beiseite wischen. Das Neonlicht der Reklamen, halb defekt und flackernd, brach sich in den

Pfützen auf dem Asphalt. Der Wagen roch nach kaltem Zigarettenrauch, Diesel und einer Spur von billigem Wodka, der irgendwann in den Stoff der Sitze eingezogen sein musste.

Das Gespräch verebbte. Der Regen trommelte gegen das Dach, die Stadt glitt draußen vorbei. Panyaev zog wieder seinen Stift aus der Tasche und betrachte ihn. Er konnte nicht stillsitzen. Nicht hier. Nicht jetzt. Jede Faser in ihm wollte handeln, zuschlagen, jemandem das Maul stopfen. Der Kugelschreiber war nur ein Platzhalter. In seinem Kopf lief der Film von all den Missionen ab, bei denen sie Leute auf offener Straße eingesammelt hatten. Kaliningrad war voll von Veräthern. Litauer, Polen, Amis, Deutsche. Jeder zweite könnte ein Informant sein. Panyaev liebte diese Arbeit, weil sie ihm erlaubte, den Hass, den er seit seiner Kindheit in den Straßen von Perm aufgesogen hatte, in etwas Produktives zu kanalisieren. Aber heute ... heute war es anders. Heute war er nervös. Weil Alexandrov so ruhig war. Wenn der Arzt schwieg, wusste man, dass es ernst war.

Shvets beobachtete den Fahrer. Jeder Finger, jede Bewegung. Ein Soldat musste bereit sein, den Feind zu brechen, sobald er sein Gesicht zeigte. Er hatte sein halbes Leben in Spezialeinheiten verbracht. Spetsnaz, Anti-Terror-Einheiten, Syrien, Tschetschenien. Alles hatte ihn auf diesen Moment vorbereitet: die Fähigkeit, in jeder Umgebung tödlich zu sein. Aber er war auch ein Mann, der nur in Gewalt Sinn fand. In der Stille

dieses Wagens, mit dem Regen, der die Welt draußen verschwimmen ließ, fühlte er sich wie ein Tier im Käfig.

Alexandrov sah die Situation klar: Der Fahrer war zu neugierig, zu locker. Entweder war er ein einfacher Kaliningrader, der gelernt hatte, mit der Furcht zu spielen. Oder er testete sie. Alexandrov wusste, dass beides riskant war. Er betrachtete Panyaev im Rückspiegel. Ein Pulverfass. Und Shvets daneben: die menschliche Granate. Er war der Einzige, der den Zünder in der Hand hielt.

Der Wagen fuhr tiefer in die Stadt hinein. Die Straßen wurden schmaler, die Häuser älter. Dunkle Gassen, in denen die Schatten lebten. Panyaevs Kugelschreiber klickte weiter. Klick – klack. Klick – klack. Der Rhythmus einer stillen Drohung.

»Hör auf mit dem Scheiß«, sagte Shvets schließlich und packte Panyaevs Hand. Kurz, hart, fast brüderlich.

Panyaev bemerkte wie viel Selbstdisziplin es Shvets kostete, ihm nicht die Hand zu brechen und den Kugelschreiber in sein Auge zu rammen. Er klickte noch ein einziges Mal und steckte den Kugelschreiber wieder in seine Tasche.

»Fass mich nie wieder an.«

Alexandrov atmete tief durch. Er wusste, er musste sie zusammenhalten. »Kriegt Euch wieder ein. Wir sind gleich da.«

Das Taxi rollte auf den Parkplatz des Hotels, das im Dunkeln wie ein prächtiger, träger Riese leuchtete. Der

Fahrer schaltete den Motor aus und drehte sich halb zu den Männern um.

»Viel Glück bei ... was auch immer ihr hier tut«, sagte er. »Ich hoffe, es bringt euch mehr, als es kostet.«

»Hoffen wir das mal«, sagte Shvets, während Alexandrov ihm einige Scheine reichte.

Panyaev stieg als erster aus und drehte sich noch einmal zum Fahrer um. »Deine Tochter klingt nach jemandem, der ihre Wahl richtig getroffen hat. Vielleicht solltest du sie doch mal besuchen.«

Der Fahrer zuckte nur mit den Schultern und startete den Motor, während die drei Männer in die feuchte Nacht hinaustraten.

05. Juli 2020 – Kaliningrad

Die Sonne hing tief am Himmel, ihre glühenden Strahlen färbten den Strand von Kaliningrad in warme, goldene Töne. Alexej und Julija Nawalny schlenderten barfuß durch den weichen Sand, die Gischt des Meeres umspielte ihre Knöchel, während sie über die Zukunft sprachen. Von einer besseren, gerechteren Welt, in der Angst und Korruption nicht das Sagen hatten. Für einen Moment schien der Kampf, den sie führten, weit weg, als hätte die Ostsee die Bürden ihres Lebens davongetragen.

Zunächst war es kaum mehr als ein flüchtiges Unwohlsein, ein Hauch von Schwindel, der sich wie ein kalter Nebel durch Julijas Gedanken zog. Sie ignorierte es, zwang sich, Schritt für Schritt weiterzugehen, bis sie im Zimmer angekommen waren. Dort verbrachte sie einige Minuten, um sich frisch zu machen, während Alexej auf sie wartete. Sie wollten in ein kleines Strandcafé gehen, dass die besten lokalen Gerichte servierte.

Auf dem Weg zum Café wurde Julijas Atmung flacher. Der Horizont, eben noch so klar, begann zu verschwimmen. Plötzlich spürte sie, wie ihre Beine schwer wurden, als wären sie mit unsichtbaren Gewichten beschwert. Ihr Magen verkrampfte sich, und kalter Schweiß brach auf ihrer Stirn aus. Sie presste eine Hand gegen die nächste Wand, um nicht zu stolpern, und versuchte, ihre Fassung zu bewahren.

»Alles in Ordnung?« Alexejs Stimme klang besorgt, aber sie konnte kaum antworten. Ihre Lippen formten Worte, die kaum über ein Flüstern hinausgingen.

»Ich weiß nicht ... mir ist schlecht.«

Ihre Stimme brach und ihr Blick suchte Halt in seinen Augen, doch selbst das schien zu anstrengend. Es war, als würde sich eine unsichtbare Hand ihre Brust zerquetschen und jeden Atemzug zur Qual machen. Sie schüttelte langsam den Kopf und selbst das erschöpfte sie. »Geht schon. Lass uns weitergehen.«

Im Café »Kactus« angekommen, ließ sich Julija schwer auf einen Stuhl sinken, als hätte sie all ihre Kraft aufgebraucht nur um die kurze Strecke zu überstehen. Ihre Hände zitterten und ihre Haut hatte eine unnatürlich fahle Farbe angenommen. Alexej bestellte Wasser und setzte sich ihr gegenüber, die Unruhe in seinem Blick wuchs mit jeder Sekunde.

»Ich gehe zurück ins Hotel«, flüsterte sie schließlich. Ihre Stimme war kaum hörbar und sie griff nach dem Tisch und zog sich mühsam hoch. »Ich muss mich hinlegen.«

»Ich komme mit«, sagte Nawalny und sah sie besorgt an.

»Nein.« Ihr Widerspruch war schwach, aber bestimmt. »Bleib hier. Ich schaffe das.«

Sie schaffte es kaum bis zur nächsten Bank, bevor sie zusammenbrach. Der Weg zum Hotel wurde zur Ewigkeit. Jeder Schritt war ein Kampf. Ihre Umgebung wurde zu einem kaleidoskopischen Wirbel aus Farben

und Geräuschen, die keinen Sinn mehr ergaben. Als sie endlich ihr Zimmer erreichte, fiel sie aufs Bett und konnte nur noch eines denken: Was ist mit mir passiert?

Alexej kehrte eine Stunde später zurück, das Unbehagen über ihre Abwesenheit hatte ihn früher als geplant aus dem Café getrieben. Als er sie dort liegen sah, das Gesicht aschfahl und die Augen geschlossen, sank er auf die Bettkante und nahm ihre Hand in seine.

»Julija? Julija, hörst du mich?«

Ihre Lider zuckten, aber sie öffneten sich nicht. Ihr Atem ging flach und unregelmäßig. Das einzige was Nawalny in ihrem Gesicht entdeckte war diese tiefe, unerklärliche Erschöpfung. Er entschied sich, sie nicht zu wecken und verbrachte den Rest des Abends in stummer Wache an ihrer Seite.

In dieser Nacht wirkte die Welt unheimlich still, als hätte selbst das Meer seinen Atem angehalten. Nawalny saß am Fenster, den Blick auf die dunkle Weite des Horizonts gerichtet. Sein Instinkt sagte ihm, dass dies kein Zufall war. Es war ein erstes Flüstern des Unausprechlichen, das sie beide in den kommenden Wochen heimsuchen würde.

06. Juli 2020 – Moskau

Der Raum war spartanisch eingerichtet: ein langer Tisch aus dunklem Holz umgeben von einfachen Stühlen. An den Wänden hingen Porträts ehemaliger FSB-Direktoren, ihre ernsten Blicke schienen die Anwesenden zu mustern. Die Atmosphäre war angespannt, die Luft schwer von unausgesprochenem Ärger und Enttäuschung.

Tayakin, der Einsatzleiter des FSB-Teams, stand am Kopfende des Tisches. Seine breiten Schultern und das wettergegerbte Gesicht verliehen ihm eine einschüchternde Präsenz. Er fixierte sein Team mit durchdringendem Blick.

»Also, wer von euch Idioten erklärt mir, warum Nawalny verdammt nochmal noch atmet?«

Shvets, der an der Wand lehnte, verschränkte die Arme. »Wir haben uns an den Plan gehalten, Oleg. Bis ins letzte Detail.«

»Wenn das so wäre, würde Nawalny nicht mehr leben, oder?«

Shvets hob abwehrend die Hände, doch seine Stimme blieb scharf. »Du willst einen Schuldigen? Frag Alexey, warum er so lange gebraucht hat, die verdamnte Dosis anzupassen. Ich bin kein Arzt.«

Alexey Alexandrov verschränkte die Arme und schaute Shvets wütend an. »Die Dosis war perfekt. Ich bin Arzt, kein Magier. Scheinbar übersteigt es deinen

Horizont zu erkennen, dass wir eine neue Substanz verwendet haben, deren Wirkung getestet werden muss.«

In der Ecke des Raums stand Vladimir Panyaev, den Blick fest auf den Boden gerichtet. Seine Schultern hingen und als er schließlich sprach, klang seine Stimme wie eine Flüsterei, die niemand hören wollte.

»Er hat mich bemerkt. Ich weiß nicht wie, aber er hat mich bemerkt.«

Tayakin drehte sich abrupt um und seine Augen, nun wie scharfe Klingen, durchbohrten Panyaev.

»Was hast du gesagt? Er hat dich bemerkt? Willst du mir sagen, dass der unscheinbarste Typ im Raum plötzlich auffällig geworden ist? Du bist der verdammte Schatten! Wie zur Hölle hast du das verbockt?«

Panyaev hob den Kopf und traf Tayakins Blick.

»Es war die Frau. Julija. Sie hat mich gesehen. Nicht direkt, aber sie hat etwas gespürt. Frauen haben dieses ... Instinktzeug, oder? Sie hat Nawalny gewarnt.«

Tayakin lachte bitter und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. »Ein Instinktzeug? Ist das dein offizieller Bericht? ›Operation gescheitert wegen Frauengefühl‹? Hör mal, Panyaev, ich schätze dich als Beobachter, aber wenn das deine Entschuldigung ist, bete ich zur Gott, dass man dir eine wichtige Operation im Westen anvertraut.«

Das Lachen erstarb und die Luft wurde noch schwerer. Shvets klopfte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch, das dumpfe Geräusch hallte im Raum wider.

»Also gut, was machen wir jetzt? Plan B? Oder fliegt der ganze verdammte Laden in die Luft?«

Tayakin beugte sich vor, die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Seine Stimme war jetzt messerscharf, jede Silbe ein Schnitt.

»Es gibt keinen Plan B, Mikhail. Es gibt nur Plan ›Wir müssen verdammt nochmal liefern‹. Denn wenn wir das nicht tun, werdet wir alle Scheiße in einem Dreckknast in Sibirien schaufeln. Ist das klar?«

Alexandrov schüttelte den Kopf, seine Stimme ruhig, fast resigniert. »Oleg, mit allem Respekt. Wenn du glaubst, dass Druck alles löst, dann hast du die falschen Leute ausgesucht. Vielleicht sollten wir das nächste Mal meine Substanzen benutzen und nicht irgendwelchen Test-Scheiß, den uns Leute liefern, die wir noch nie gesehen haben?«

Für einen Moment herrschte Stille und Tayakin ließ die Worte im Raum hängen, wie einen Toten, der seit Tagen am Strick baumelte. Schließlich sprach er, leise, aber mit einer Drohung, die wie eine Klinge unter der Oberfläche schwebte.

»Es wird für euch alle kein nächstes Mal. Raus jetzt. Ich will eure Berichte auf meinem Tisch. Bis Mitternacht.«

Die drei Männer nickten knapp und verließen den Raum. Tayakin blieb allein zurück, sein Blick auf die leere Wand vor ihm. Leise, fast zu sich selbst, murmelte er:

»Wir werden uns alle die Eier in Sibirien abfrieren.«

20. August 2020 – Flug von Tomsk nach Moskau

Nawalnys Wecker klingelte um 5:30 Uhr. Er war sofort wach, stand auf und ging ins Bad, verrichtete seine Notdurft, duschte und überlegte kurz, ob er sich rasieren sollte, entschied sich aber dagegen. Keine Zeit. Er putzte sich die Zähne und blickte irritiert auf seinen Deoroller. War dieser gestern nicht noch voll? Jetzt war er leer. Nawalny zuckte mit den Achseln und rieb sich die trockene Plastikkugel über seine Achselhöhlen und warf ihn dann in den Mülleimer.

Unschlüssig, was er anziehen sollte, verharrte er vor seinem Koffer. Dasselbe T-Shirt wie gestern kam nicht in Frage. Sein Team, das ihn auf dem Weg nach Moskau begleiten würde, sollte nicht auf den Gedanken kommen, ihr Boss hätte nichts Vernünftiges anziehen.

Er griff nach dem Paket, in dem sich seine saubere Wäsche befand, die das Hotel geliefert hatte. Aus seinem Koffer nahm er saubere Unterwäsche und zog sie an.

Wenn alles nach Plan lief, würde er heute Nachmittag zu Hause bei seinen Liebsten sein und um 20:00 Uhr wie seit Jahren live gehen und in seiner Sendung »Russland der Zukunft mit Alexej Nawalny« vor 50.000 Zuschauern über den Zustand Russlands berichten.

Nawalny packte zu Ende, verließ das Zimmer und vergewisserte sich, dass er alles mitgenommen hatte. In

der Lobby traf er auf seine Pressesprecherin Kira Jarmysch und seinen Assistenten Ilja Pachmonow. Am Flughafen passierten sie die zwei Checkpoints und betraten ohne Probleme das Terminal. Es blieb noch eine Stunde bis zum Start.

»Sollen wir noch einen Tee trinken?«, schlug Nawalny vor.

»Warum nicht«, antwortete Pachmonow.

Eine Kellnerin brachte den Tee in drei farbigen Bechern. Der von Nawalny war rot. Die Kellnerin entfernte sich unauffällig.

Die drei verfielen in Smalltalk und registrierten nicht den jungen Mann, der heimlich ein Video aufnahm und es später auf Instagram mit dem Titel »Nawalny am Flughafen Tomsk gesichtet« hochladen sollte.

Die Gespräche zwischen den Dreien drehten sich um das Netz, das sich immer enger um Nawalny zog. Mitarbeiter seines Teams saßen im Gefängnis, der FSB hatte mal wieder seine Büros durchsucht und daraufhin einige Bankkonten eingefroren. Seit April war von Nawalnys Anti-Korruptions-Fonds nur noch ein Netzwerk aus losen Knoten übrig.

Die Demonstrationen von 2019 waren verschwunden. Verdrängt von Corona. Von Angst. Von Zensur.

Doch Nawalny plante bereits den Gegenschlag. *Smart Voting*. Digitale Wahlhilfe. Eine Strategie, um Putins Partei bei den anstehenden Regionalwahlen in Sibirien zu entmachten. Der Anschlag auf seine Frau in Kaliningrad deutete an, dass man bereit war, ihn offensichtlich

für immer aus dem Weg zu räumen. Doch nichts würde Nawalny von seiner Mission, Putin endlich zu stürzen, abhalten.

Als das Boarding um 7:35 Uhr für den Flug nach Moskau aufgerufen wurde, stand die Gruppe auf. Nawalny trank den Rest seines Tees und ging zum Gate.

Ein trüges Summen erfüllte die Kabine des Flugzeugs gelegentlich unterbrochen vom Klappern von Tablets, die die Flugbegleiter durch die schmalen Gänge balancierten. Nawalny saß am Fenster, abgeschirmt durch seine Mitarbeiter, die ihn jede nervige politische Diskussion zumindest für die Zeit des Flugs ersparen wollten. Er zog aus seinem Rucksack seinen Laptop sowie Kopfhörer und öffnete sein Verzeichnis mit der Zeichentrickfilmserie »Rick-and-Morty«. Er wählte eine seiner Lieblingsfolgen, nämlich die, in der sich Rick in eine Essiggurke verwandelt.

Um ihn herum: Alltagsgeräusche. Gespräche auf Russisch, das Lachen eines Kindes einige Reihen weiter hinten. Nawalny, der für seine scharfen Enthüllungen und seine unerschütterliche Haltung gegenüber der russischen Regierung bekannt war, schien, zumindest nach außen, entspannt. Doch tief in seinem Inneren wusste er, dass jede Reise ein Risiko darstellte.

Wie aus dem nichts kam eine Schmerzwellen über ihn. Seine Hände zitterten leicht, und eine kalte Schweißschicht begann, seine Stirn zu bedecken. Er rieb sich die

Schläfen, versuchte, die wachsende Übelkeit zu unterdrücken. Er fragte Kira Jarmysch, die neben ihm in ihr E-Book versunken war, um ein Taschentuch, dann um ein weiteres.

»Du siehst nicht gut aus, Alexej«, sagte Jarmysch besorgt.

»Kannst du mit mir reden?«, stammelte Nawalny. »Ich muss mich auf den Klang deiner Stimme konzentrieren.«

Jarmysch begann von ihrem Buch zu erzählen, doch Nawalnys Aufmerksamkeit verschwand so schnell wie ein Papierschiff auf einem reißenden Fluss. Nawalny registrierte Töne und erkannte Lippenbewegungen seiner Mitarbeiterin, konnte sich aber Sekunden später nicht mehr daran erinnern, was sie gerade gesagt hatte.

»Alles in Ordnung, Herr Nawalny?«, fragte die Stewardess, die gerade an seinem Platz vorbeikam, ihre Stimme freundlich, aber wachsam.

Nawalny stand auf, seine beiden Mitarbeiter ließen ihn durch und er ging auf Socken zur Toilette.

Ein Angriff mit Nowitschok beginnt lautlos, wie in den ersten Sekunden einer DDoS-Attacke: Das Nervensystem, fein, komplex und auf stetigen Austausch gebaut, funktioniert tadellos. Milliarden neuronaler Signale fließen geordnet durch die Synapsen, jeder Reiz findet sein Ziel, jede Nachricht trifft rechtzeitig ein. Dann schleicht sich das Gift ein, winzig wie ein fehler-

hafter Datenstrom, kaum wahrnehmbar, aber programmiert zum Zusammenbruch.

Das Nervensystem, bislang ein wohlgeordnetes Netzwerk, wird plötzlich mit Anfragen überflutet. Der Botenstoff Acetylcholin bleibt in den Schaltstellen stecken, weil das Enzym, das ihn abbauen soll, blockiert ist. So wie ein Server, der die Flut von Anfragepaketen nicht mehr bewältigt. Reize prasseln ohne Unterlass auf die Rezeptoren ein. Das System will reagieren, doch jede Reaktion verdoppelt die Störung.

Zuerst beginnt das Zittern, wie das Flackern eines überlasteten Netzwerks. Muskeln feuern Signale ohne Koordination, Schweiß perlt, die Pupillen verengen sich zu Punkten. Das Herz, überfordert, schlägt in rasendem Rhythmus, dann stockend, als suchte es kurzzeitig eine stabile Verbindung. Die Lunge, verzweifelt um Kontrolle bemüht, zieht Luft, die nicht mehr reicht, weil die Steuerung in einem unablässigen Datensturm verloren geht.

Schließlich herrscht Chaos. Kein Befehl gelangt mehr durch, das Netz stürzt ab. Der Körper, der sich eben noch selbst geregelt hatte, wird von der eigenen Überkommunikation ausgelöscht.

Nawalnys System versagte auf der Toilette bei der einfachsten Aufgabe sich Wasser ins Gesicht zu spritzen. Das Öffnen der Tür glich einem unlösbaren Puzzle, bei dem die Hälfte der Teile von einem böartigen Dämon versteckt wurden.

Nawalny stolperte aus der Toilette. Einige wartende Passagiere schauten ihn genervt an. Nawalny erinnerte sich nicht, wie lange er in dieser winzigen Kabine war. Er wandte sich in Richtung der Bordküche. Der zuständige Steward blickte ihn irritiert an.

»Ich bin vergiftet worden und werde sterben«, stammelte Nawalny und legte sich auf den Boden.

Eine Stewardess kam angelaufen und beugte sich über ihn.

»Haben Sie einen Herzanfall?«

Nawalny schüttelte leicht den Kopf. Er packte er sich an den Bauch, als ein durchdringender Schmerz wie eine Klinge durch seinen Körper fuhr. Sein Atem ging flach, seine Haut wurde aschfahl.

Ein Passagier aus der Reihe hinter ihm bemerkte die Situation und rief: »Er braucht Hilfe! Sofort!«

Die Crew eilte herbei, während Nawalnys Körper zuckte. Er keuchte unkontrolliert.

»Wir müssen sofort landen!«, rief eine der Flugbegleiterinnen zum Cockpit. Der Kapitän reagierte umgehend und setzte eine Notlandung in Omsk an.

Innerhalb von Minuten, die sich für alle Beteiligten wie Stunden anfühlten, setzte das Flugzeug auf der Landebahn in Omsk auf. Eine Ambulanz wartete bereits am Rollfeld, alarmiert von der Notrufmeldung des Piloten.

Nawalny wurde auf einer Trage aus dem Flugzeug geholt, sein Körper schlaff, die Zuckungen hatten auf-

gehört, doch sein Zustand war kritisch. Sein Gesicht war bleich und Schweiß lief ihm über die Stirn.

Das örtliche Krankenhaus war spartanisch ausgestattet, ein Sinnbild für die russische Provinzmedizin. Nawalny wurde sofort auf die Intensivstation gebracht. Ärzte in weißen Kitteln strömten herbei, überprüften seinen Zustand, maßen seine Vitalwerte und versuchten, sein Leben zu retten.

Während der Tag über Omsk hereinbrach, begann Alexej Nawalny in einem Krankenhaus am Ende der Welt um sein Leben zu kämpfen.

20. August 2020 – Omsk

Der Morgen hatte keine Farbe.

Nur Grau.

Grauer Himmel.

Grauer Beton.

Graue Gesichter.

Julija Nawalnaja stieg aus dem Van, der sie vom Flughafen zur städtischen Klinik Nr. 1 in Omsk gebracht hatte. Zwei Männer vom Team ihres Mannes folgten ihr.

Keine Reporter.

Kein offizieller Empfang.

Nur ein paar flüchtige Blicke von Krankenhauspersonal, die sich schnell wieder abwandten.

Wer zu lange schaute, riskierte Fragen.

Die Klinik wirkte, als hätte jemand die Zeit angehalten. Beschlagene Fenster zeichneten matte Linien in die sterile Kälte. Der stechende Geruch von Desinfektionsmittel hing wie ein Schleier im Raum und mischte sich mit dem metallischen Atem der Intensivstation. Staub wirbelte in winzigen Spiralen durch das Neonlicht, als wäre er Teil einer stillen Warnung. Und darunter, kaum wahrnehmbar, lag etwas Greifbares in der Luft: die Angst, die sich in jede Fuge fraß.

Im Eingangsbereich saß hinter einer Glasscheibe eine Schwester mit abgewetztem Kittel, die nicht mal aufsah, als Julija energisch auf sie zuing.

»Ich will zu meinem Mann.«

Die Schwester blätterte in einem Formularstapel.

»Wie ist der Name?«

»Sie wissen genau, wie er heißt.«

Ein kurzer Blick. Dann wieder Papier.

»Ich brauche eine Genehmigung der Klinikleitung.«

Wie aus dem Nichts tauchten von der Seite zwei bulle Typen in Zivil auf, die mehr nach FSB als nach Sicherheitsdienst aussahen.

»Name?«

Sie sagte nichts. Reichte ihnen ihren Pass.

Der Mann musterte sie. »Was wollen Sie hier?«

Sie zog die Schultern straff. »Ich bin die Ehefrau von Alexej Nawalny. Mein Mann liegt auf Ihrer Intensivstation. Ich will ihn sehen.«

Der andere wog den Pass in der Hand wie einen Haufen Sprengstoff. »Haben Sie eine Urkunde, die das belegt?«

»Was?«

»Gibt es eine schriftliche, standesamtliche Urkunde über ihre Ehe?«

Ihr Blick hätte Stahl zerschneiden können. »Ich trage seinen verdammten Namen. Und Ihr Hurensöhne habt gerade versucht ihn umzubringen.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Wir brauchen Dokumente. Offizielle.«

»Er liegt im Koma!«

»Dann kann er Ihnen ja schlecht zustimmen, dass Sie ihn besuchen dürfen, oder?«

Stille. Die Art von Stille, in der etwas bricht. Meistens ein Mensch. Aber nicht sie. Noch nicht.

Sie rief in Nawalnys Zentrale an. Erwischte einen Mitarbeiter, der bereits informiert war.

»Sie wollen eine Heiratsurkunde. Aus Moskau. Sofort.«

»Das dauert Stunden.«

»Dann Sorge dafür, dass es in einer ankommt.«

Julija Nawalnaja wandte sich wieder der Schwester am Empfang zu. »Sie wissen sehr genau, dass ich seine Ehefrau bin. Er wird vielleicht den Tag nicht überleben und Sie lassen mich nicht zu ihm? Sagen Sie Ihrem Chefarzt, dass ich ihn sprechen will. Jetzt.«

Die Schwester zuckte kaum. »Ich bin hier nicht für die Vorschriften zuständig. Ich befolge sie. Aber ich rufe an.«

Sie wählte eine Nummer.

»Ja, Frau Nawalnaja ist hier und möchte zu ihrem Mann ... In Ordnung.«

Einige Augenblicke später trat Dr. Murachowski auf sie zu. Weißer Kittel, gestärkte Haltung, das Gesicht verborgen hinter einer FSP2-Maske.

»Ich möchte zu meinem Mann.«

Murachowski faltete die Hände hinter dem Rücken.

»Er ist auf der Intensivstation. In stabilem Zustand, aber bewusstlos. Wir unternehmen alles medizinisch Notwendige um ihn zu retten. Ein Besuch ist derzeit nicht ratsam.«

»Warum nicht?«

»Der Zugang ist aus Sicherheits- und Hygienegründen eingeschränkt.«

»Oder aus politischen Gründen?«

Ein Flackern in den Augen des Arztes sagte mehr als tausend Worte.

»Unsere Diagnose lautet auf eine schwere Stoffwechselstörung. Eine toxische Ursache wurde bislang nicht bestätigt.«

Nawalnaja trat einen halben Schritt vor. »Was Sie da sagen, ist Unsinn. Er war gesund, sportlich. Und plötzlich bricht er im Flugzeug zusammen? Und Sie wollen uns erzählen, sein Zucker war zu niedrig?«

»So sieht es aus.«

»Das ist ein verfluchter Scherz. Sie können nicht verhindern, dass ich ihn mitnehme«, knurrte Nawalnaja.

Murachowski sah sie ruhig an. Und dann sagte er den Satz, den er auswendig konnte, weil man ihn in solchen Fällen immer wieder brauchte:

»Er ist nicht transportfähig.«

Nawalnaja spürte, wie ihre Knie weich wurden, aber sie hielt stand. Schwäche hatte in diesem Land noch niemandem geholfen.

»Ich will die Werte sehen. Ich will wissen, was Sie ihm geben.«

Murachowski drehte sich um. »Ich melde mich bei Ihnen, wenn sich sein Zustand verändert.«

Draußen, in der Kälte, lief Julija auf und ab. Die Sonne ging unter wie ein alter Mann. Müde, zitternd, mit schlechtem Gewissen.

Ein Anruf kam rein. »Die Urkunde ist auf dem Weg. Zwei Stunden.«

Es war ein Spiel auf Zeit. Aber wie viel Zeit hatte sie noch?

Das Staatsfernsehen berichtete derweil von Leoparden im Kaukasus. Oder von Giftschlangen, deren Population in Russland wachse. Kein einziger Satz über das mögliche Gift im Körper des Mannes, dessen Namen Putin sorgfältig verschwieg.

Es wirkte wie eine Sendepause über einen Menschen, den das Land löschen wollte.

21. August 2020 – Omsk, morgens

Die Stadt atmete schwer. Ein eisiger Schleier aus Abgasen und bleierner Angst lag in der Luft. Der Asphalt glänzte vom Reif der Nacht.

Vor dem Notfallkrankenhaus Nr. 1 versammelten sich Journalisten, Aktivisten, FSBler in billigen Lederjacken und noch billigeren Tarnungen. Entweder man trug eine Kamera, ein Mikrofon oder schwieg und beobachtete.

Ein grauer Lada fuhr vor. Der Fahrer stieg aus, wortlos, und überreichte der Empfangsschwester einen versiegelten Umschlag. Darin: die Heiratsurkunde von Julija Nawalnaja und Alexej Nawalny. Eingeschweißt. Gestempelt. Unleugbar. Sie wurde von einem Kurier per Flugzeug nach Omsk gebracht.

Endlich.

Nawalnaja betrat das Krankenhaus ohne Maske. Kira Jarmysch ging einen halben Schritt hinter ihr, das Telefon bereits in der Hand, das Objektiv nach vorn, weil das Filmen in diesem Moment das Einzige war, das sie tun konnten, das Konsequenzen hatte. Es war die einzige Aktion, die über diesen Korridor hinausreichte, in eine Welt, die zusah, wenn man ihr etwas zum Zusehen gab. Sie trug ihr Haar wie eine Warnung.

Lang. Feuerig. Rot.

Als würde sie das Moskauer Grau herausfordern. Wenn Kira Jarmysch einen Raum betrat, tat sie das mit

der Selbstverständlichkeit einer Frau, die gelernt hatte, dass Unsichtbarkeit keine Option ist. Ihre Lippen, oft in kräftigem Rot, waren ein Statement, kein Accessoire. Zwischen den Schultern trug sie oft ein Rucksack, in dem sich Laptop, Pass, vielleicht auch ein Notizbuch voller Namen und Nummern verbargen.

Immer bereit sofort irgendwo aufzubrechen.

Oder zu flüchten.

Sie war keine Heldin aus dem Lehrbuch, sondern eine, die das Handwerk der Rebellion zwischen Gerichtssaal, Gefängniszelle und Fernsehstudio gelernt hatte. Seit 2014 war sie die Stimme von Nawalny, doch sie sprach nicht nur für ihn. Sie sprach für eine ganze Generation, die wusste, dass Wahrheit gefährlich war.

An der Seite von Julija Nawalnaja spürte sie ganz deutlich, wie das Leben aus Nawalny und der gesamten Organisation entwich.

Sie kannte die Kälte russischer Gefängnisse, das Klirren der Schlüssel, das Murmeln der Wärter. Zehn Tage, sagte sie, reichten, um zu begreifen, wie tief die Willkür des Staates sitzt. Ihre Erfahrungen wurden zu Literatur, zu »DAFUQ«, einem Roman von ihr, der so zornig und klar war wie ihr Blick. Sie schrieb, wie sie sprach: direkt, unerschrocken, mit einer Prise Spott, die selbst die Angst entwarfnete.

Kira Jarmysch war das rote Signal in der Dunkelheit, das nicht nur warnte, sondern leuchtete. Wer sie unterschätzte, hatte schon verloren.

Maria Pevchikh, die Leiterin der Rechercheabteilung der von Nawalny gegründeten Anti-Korruptions-Stiftung schloss die Gruppe ab. Sie trug einen schlichten grauen Rollkragenpullover, der ihre klaren Gesichtszüge und die drahtige Strenge ihrer Haltung betonte. Ihr Haar hatte sie zu einem zweckmäßigen Knoten gebunden. Einige lose Strähnen waren herausgerutscht und fielen ihr ins Gesicht. Keine Inszenierung, kein Make-up, keine Geste, die nicht einem Zweck diene. Nur Präzision. In den Gläsern ihrer Brille spiegelte sich das kalte Licht des Korridors.

Sie hob ihr Handy und filmte, beiläufig aus dem Handgelenk, ohne Hast, ohne sichtbare Nervosität. Sie kannte den Unterschied zwischen einer Aufnahme, die etwas festhielt, und einer, die später als Beweis bestehen konnte. Der richtige Winkel. Das verfügbare Licht. Kein Detail sollte verloren gehen. Nicht nur, weil hier Geschichte geschah, sondern weil Geschichte allein niemanden überzeugte. Man brauchte Bilder, Zeitstempel, überprüfbare Einzelheiten. Und selbst dann würden manche behaupten, nichts davon sei je geschehen.

Die Männer an der Absperrung trugen weiße medizinische Masken, die ihre Gesichter zur Hälfte verbargen. Einer von ihnen trat vor, nicht aggressiv, aber mit der Körpersprache, die keinen Spielraum kannte: breit aufgestellt, die Arme leicht vom Körper, die Stimme hinter der Maske gedämpft und deshalb seltsam klinisch.

»Maskenpflicht«, sagte er. »Sie müssen eine Maske tragen, bevor Sie weitergehen.«

Nawalnaja sah ihn an. Sie war wütend über die Tatsache, dass hinter der Absperrung ihr Mann lag und an Substanzen starb, die kein Krankenhaus in Sibirien behandeln konnte. Sie wusste, dass die Maskenregel nicht für ihre Gesundheit gedacht war, sondern dafür, sie aufzuhalten, eine Minute, fünf Minuten, eine Stunde, bis irgendjemand in irgendeinem Büro entschieden hatte, was als nächstes geschah.

»Ich trage keine Maske«, sagte sie. »Ich gehe zu meinem Mann.«

Der Mann breitete die Arme aus und drängte sie zurück. Nawalnaja ließ sich nicht zurückdrängen. Sie wich einen Schritt zur Seite, suchte den nächsten Weg, nicht weil sie einen Plan hatte, sondern weil Stillstand für sie in diesem Moment gleichbedeutend war mit Kapitulation. Und sie würde heute auf gar keinen Fall kapitulieren.

Hinter ihr hörte sie Kiras Stimme, ruhig und laut zugleich: »Wir filmen. Alles wird gefilmt.«

Der Mann blieb regungslos. »Wir benötigen rechtliche Bestätigung der Verwandtschaft.«

»Wie oft muss ich es noch sagen? Ich bin seine Frau. Ich will zu meinem Mann.«

Pevchikh filmte. Jarmysch filmte. Nawalnaja ließ sich filmen. Sie hatte es satt sich zu verstecken. Ihr Gesicht blieb sichtbar, schutzlos und entschlossen, weil es in diesem Moment mehr sagte, als Worte es vermocht

hätten. Es war Aussage und Beweis zugleich, eine stumme Antwort auf die weißen Masken in diesem Korridor. Auf jene Gesichter, die sich hinter Stoff und Vorschriften verbargen, als wäre Unsichtbarkeit eine Frage der Hygiene. Doch dahinter lag etwas Älteres, Vertrauterer: die russische Kunst, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne ihn fortzuschaffen. Man entzog ihm die Zuständigkeit, den Zugang, die Gewissheit, dass seine Anwesenheit überhaupt noch zählte. Man verwandelte ihn in einen Fall, einen Vermerk, eine Akte, die von Schreibtisch zu Schreibtisch wanderte.

Der Mann ging einen weiteren Schritt auf die drei Frauen zu und baute sich bedrohlich vor ihnen auf.

»Wie oft muss ich es noch sagen? Ich bin seine Frau. Ich will zu meinem Mann.

»Beweisen Sie es.«

Nawalnaja schob ihm die Mappe entgegen. »Da. Vom Standesamt in Moskau. Heiratsurkunde. Original. Mit Stempel. Lassen Sie mich durch.«

Der Beamte nahm das Dokument, betrachtete es, als würde er eine Bombe entschärfen. Er drehte es, hielt es gegen das Licht. Dann trat er einen Schritt zurück.

»Warten Sie hier.«

Minuten verstrichen. Der Flur war steril, nur das Summen der Neonröhren füllte die Stille. Sie setzte sich nicht. In einem Krieg setzte man sich nicht. Und sie befand sich in einem. Einem stillem, kaltem Krieg um Minuten, Informationen und Kontrolle.

Eine Tür öffnete sich. Dr. Murachowski trat heraus. Seine Bewegungen waren behäbig, sein Blick eine Mauer.

»Frau Nawalnaja.«

»Ich will zu meinem Mann.«

Murachowski kratzte sich am Kinn hinter seiner Maske, musterte die Mappe, die ihm ein anderer Arzt reichte.

»Gut. Zehn Minuten. Keine Fragen. Keine Fotos. Keine Aufzeichnungen.«

Julija trat näher, ihr Herz schlug laut. »Und danach will ich mit Ihnen sprechen. Und die Befunde sehen.«

Der Chefarzt antwortete nicht. Nur ein knappes Nicken. Er drehte sich um. Eine Schwester reichte ihr den Einwegkittel, blassgelb, dünn und knisternd wie Papier. Sie zog ihn über, schloss ihn am Hals, dann an der Taille, als würde sie sich in eine fremde Haut einsperren. Der Stoff roch nach Chlor und Plastik. Handschuhe folgten, eng sitzend und kühl. Die Maske spannte sich über ihr Gesicht, die Schutzbrille beschlug sofort, als sie ausatmete. Jeder Handgriff wirkte mechanisch. Ihre Finger zitterten.

Vor der Tür zum Zimmer blieb sie einen Augenblick stehen, die Stirn gegen den Schild aus Plexiglas gelehnt. Hinter dieser Tür lag ihr Mann, und die Ärzte redeten über ihn, als sei er eine Formel, kein Mensch. Sie atmete flach durch die Maske, straffte die Schultern und drückte die Klinke hinunter.

Der Geruch von Desinfektionsmittel schlug ihr entgegen. Monitore flimmerten, ein dünner Piepton zog sich durch den Raum.

Nawalny lag bleich und still, in Schläuche gehüllt, als hätte jemand sein Leben in einzelne Drähte aufgeteilt. Sie trat an sein Bett, legte ihre behandschuhte Hand auf seine. Die Schicht aus Latex trennte sie voneinander wie eine Wand, doch sie drückte fester, als könnte sie die Distanz dadurch brechen.

»Ich bin da«, flüsterte sie. Die Schutzmaske verschluckte ihre Stimme.

Doch da war etwas. Eine Spannung unter der Haut. Ein Zucken in der Fingerkuppe.

Vielleicht eine Halluzination.

Julija setzte sich. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut drang heraus. Was sagt man einem Mann, der gerade um sein Leben kämpfte?

Zehn Minuten vergingen wie Sand im Sturm.

Die Schwester kam rein, wie ein Geist mit Turnschuhen. »Ihre Zeit ist um.«

Julija stand auf. Strich ihm über die Stirn. Dann drehte sie sich um und trat in den Flur. Die Neonlichter flackerten. Irgendwo heulte eine Sirene.

Am Ausgang wartete Dr. Murachowski.

»Sein Zustand ist kritisch. Aber wir tun, was wir können, um ihn zu retten.«

»Unsinn«, sagte Julija. Ihre Stimme war leise, doch schneidend. »Sie haben Angst und Befehle von oben.

Ich weiß, was hier gespielt wird. Ich will die gesamten Berichte über seine Behandlung.«

Murachowski wich ihrem Blick aus. »Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie sind kein medizinisches Personal.«

»Noch heute wird seine Ärztin hier eintreffen und ihr können Sie die Berichte nicht verwehren. Und wenn Sie sich querstellen und er sterben sollte, werde ich Sie alle zur Rechenschaft ziehen. Alle.«

Murachowski wich nicht zurück. Aber in seinen Augen flackerte ein Moment Unsicherheit.

»Machen Sie das«, sagte er, drehte sich um und ging. Sie ging nicht.

Blieb stehen, als ob ihr Schatten in den Fliesen festgenagelt war. Dann nahm sie ihr Handy raus.

Am frühen Abend traf Anastasia Vasilieva, Nawalnys persönliche Ärztin ein, die mit jedem seiner Blutwerte, Impfungen und MRTs vertraut war.

Sie kam mit einem dicken Ordner in der Hand und einer Stimme, als würde eine Rasierklinge durch rohes Fleisch schneiden. »Ich bin Ärztin von Alexej Nawalny. Ich will zu meinem Patienten.«

Am Empfang sagte man: »Nicht möglich.«

Auf der Intensivstation sagte man: »Nicht angemeldet.«

Im Verwaltungsbüro sagte man: »Kein Zutritt ohne staatliche Zulassung.«

Später, im kleinen Café gegenüber vom Krankenhaus, berieten sich die vier Frauen, wie sie weiter vorgehen sollte.

Vasilieva legte den dicken Ordner auf den Tisch. Er landete zwischen den Teetassen und einem halb aufgegessenen Stück Kuchen, das niemand angerührt hatte. Auf dem Deckel klebten vergilbte Etiketten, handschriftliche Vermerke und ein schmaler Streifen mit Nawalnys Namen. Jahre medizinischer Geschichte, zusammengehalten von Pappe und Büroklammern. Und trotzdem genügte ein Mann hinter einem Empfangstresen, um all das für bedeutungslos zu erklären.

»Sie haben nicht einmal in die Unterlagen gesehen«, sagte Vasilieva. »Kein einziger Arzt hat mich nach seinen Symptomen gefragt. Niemand wollte wissen, welche Medikamente er genommen hat, welche Vorerkrankungen vorliegen oder was unmittelbar vor dem Zusammenbruch passiert ist. Sie haben nur gefragt, ob ich eine Genehmigung habe.«

»Die sie dir nicht geben werden«, sagte Kira Jarmysch.

Sie saß mit dem Rücken zur Wand. Ihr feuerrotes Haar leuchtete im schummrigen Licht des Cafés, als gehörte es in einen anderen Film, in eine andere Stadt. Der Rucksack stand zwischen ihren Füßen.

»Sie wollen uns voneinander trennen«, fuhr sie fort. »Anastasia wird als aufdringliche Ärztin dargestellt, Julija als hysterische Ehefrau. Und wenn ich etwas öffentliche, bin ich wieder die Propagandistin, die

angeblich eine Geschichte erfindet. Das Drehbuch liegt längst fertig in irgendeiner Schublade.«

»Dann müssen wir dafür sorgen, dass sie es nicht allein schreiben können«, sagte Pevchikh.

Sie saß neben dem Fenster, das Handy auf dem Tisch, den Bildschirm nach unten gedreht. Sie hatte während des Gesprächs mehrmals Nachrichten gelesen, aber keine beantwortet. Ihre Aufmerksamkeit gehörte dem Raum, den Frauen am Nachbartisch, dem Kellner, der sich ungewöhnlich oft in ihrer Nähe aufhielt. Vielleicht war er nur neugierig. Vielleicht auch nicht.

»Wir brauchen eine saubere Chronologie«, sagte sie. »Wann Alexej eingeliefert wurde. Wer ihn zuerst untersucht hat. Wann Anastasia versucht hat, ihn zu sehen. Wer ihr den Zutritt verweigert hat und mit welcher Begründung. Namen, Uhrzeiten, möglichst schriftlich.«

Vasilieva schlug den Ordner auf. »Ich bin seine Ärztin. Ich kenne seine Werte, seine Vorgeschichte, seine Medikamente. Ich weiß, wie er aussieht, wenn es ihm schlecht geht, und wie er aussieht, wenn er versucht, anderen einzureden, dass alles in Ordnung ist.« Vasilieva hielt kurz inne. »Ich muss ihn sehen. Nicht irgendwann. Jetzt.«

Nawalnaja rührte in ihrem Tee. Die Kamillenblüten hatten sich am Rand der Tasse gesammelt. Sie schob sie mit dem Löffel beiseite, als ließe sich damit auch der bittere Geschmack vertreiben.

»Sie werden behaupten, er sei in den besten Händen«, sagte sie. »Dass die Ärzte wissen, was sie tun. Dass wir seine Behandlung politisieren.«

»Natürlich werden sie das«, erwiderte Kira. »Und wenn wir widersprechen, heißt es, wir würden die Ärzte unter Druck setzen. Wenn wir schweigen, heißt es, wir hätten keinen Grund zur Beschwerde.«

»Eine praktische Konstruktion«, sagte Pevchikh. »Sie können uns angreifen, egal, was wir tun.«

»Dann hören wir auf, uns nach ihren Regeln zu richten.«

Nawalnaja sagte es leise. Es klang nicht wie eine Drohung, eher wie eine Entscheidung, die sie schon vor Stunden getroffen hatte und die sie jetzt nur noch aussprach.

Vasilieva schloss den Ordner.

»Was schlägst du vor?«

»Ich schreibe an Putin. Persönlich. Ich fordere, dass Alexej in eine Klinik verlegt wird, in der unabhängige Ärzte ihn untersuchen können. Und ich werde öffentlich machen, dass seine eigene Ärztin nicht zu ihm gelassen wird.«

»Ein Brief an Putin wird nichts ändern«, sagte Kira. »Er wird irgendwo landen, wo er niemanden erreicht. Oder er wird gelesen und genau dort abgelegt, wo er hingehört. In der Ablage für Dinge, die keine Konsequenzen haben sollen.«

Nawalnaja hob den Blick. »Das kann sein. Aber ich werde Putin keinen Ausweg lassen. Wir veröffentlichen

den Brief auf Twitter. Entweder sie lassen Anastasia zu ihm, oder sie müssen vor aller Welt erklären, warum sie es nicht tun.«

Pevchikh nickte langsam. »Dann brauchen wir drei Dinge. Den Brief, eine öffentliche Erklärung und die vollständige Dokumentation aller verweigerten Zugänge. Keine Übertreibungen, keine Behauptungen, die wir nicht belegen können. Wenn sie uns eine Ungenauigkeit nachweisen, werden sie den Rest ignorieren.«

»Sie werden den Rest auch ohne Ungenauigkeit ignorieren«, sagte Kira.

»Möglich. Aber dann müssen sie es vor mehr Menschen tun.«

Draußen schob sich ein Bus durch den Abendverkehr. Das Licht seiner Scheinwerfer glitt über die Fensterscheibe und ließ die Gesichter der Frauen für einen Moment blass und fremd erscheinen. Im Café klapperte Geschirr. Jemand lachte am Tresen. Die Welt ging ihren gewöhnlichen Geschäften nach, während nur wenige Straßen weiter ein Mann lag, dessen Zustand niemand erklären wollte.

Vasilieva nahm einen Stift aus ihrer Tasche und zog den Ordner wieder zu sich.

»Ich bleibe hier«, sagte sie. »Ich werde morgen früh wieder im Krankenhaus sein. Und am Tag danach. Ich werde sämtliche Formulare ausfüllen, die sie mir vorlegen. Ich werde jede Ablehnung schriftlich verlangen.

Sie können mich wegschicken, aber sie müssen jedes Mal erklären, warum.«

»Und wenn sie dich auffordern, die Stadt zu verlassen?«, fragte Pevchikh.

»Dann frage ich nach der rechtlichen Grundlage.«

Jarmysch verzog den Mund. »Du glaubst wirklich, dass sie sich von einem Formular beeindrucken lassen?«

»Nein. Ich glaube, dass sie es hassen, wenn jemand sie zwingt, ihre Willkür zu dokumentieren.«

Zum ersten Mal an diesem Abend lächelte Jarmysch. Nur kurz, aber ohne jede Ironie.

»Das ist wahrscheinlich das Ärgerslichste an dir, Anastasia. Du kannst sogar Widerstand wie eine Patientenakte aussehen lassen.«

»Jemand muss hier schließlich professionell bleiben.«

»Dann übernehme ich den unprofessionellen Teil«, sagte Jarmysch. »Ich kümmere mich um die Öffentlichkeit. Wir veröffentlichen, was geschehen ist, und nennen die Dinge beim Namen. Keine dramatischen Ausschmückungen. Nur die Fakten. Die Menschen sollen selbst sehen, was hier passiert.«

Pevchikh hob ihr Handy an. »Ich sichere alles, was wir haben. Die Dokumente, die Nachrichten, die Zeitangaben. Und ich prüfe, was wir unabhängig bestätigen können. Wir sollten nicht davon ausgehen, dass irgendeine Information, die uns erreicht, automatisch stimmt.«

»Gut«, sagte Nawalnaja. »Anastasia bleibt beim Krankenhaus. Kira übernimmt die Kommunikation. Maria, du kümmerst dich um die Dokumentation.«

Sie hielt inne. Der Tee war längst kalt.

»Und ich schreibe den Brief.«

Keine der drei widersprach. Sie wussten, dass ein Brief an den Präsidenten kaum etwas bewirken würde. Sie wussten auch, dass eine öffentliche Erklärung den Mann auf der Intensivstation nicht schützte, solange sie keinen Zugang zu ihm hatten. Aber Untätigkeit hätte bedeutet, die Bedingungen zu akzeptieren, die andere für sie festgelegt hatten.

Nawalnaja zog ihr Handy aus der Tasche und öffnete eine neue Nachricht. Sie tippte die ersten Worte, löschte sie wieder und begann von vorn.

Vasilieva ordnete die Unterlagen im Ordner. Jarmysch schrieb bereits eine Liste möglicher Ansprechpartner. Pevchikh prüfte die Uhrzeiten ihrer Aufnahmen.

Vier Frauen an einem kleinen Tisch in einem Café gegenüber einem Krankenhaus. Keine von ihnen wusste, was am nächsten Morgen geschehen würde. Keine konnte sagen, ob Alexej Nawalny die Nacht überstehen würde oder ob man ihnen jemals erlauben würde, ihn zu sehen.

Aber sie konnten festhalten, was man ihnen verweigerte.

Und sie konnten dafür sorgen, dass es nicht bei einem einzigen Nein blieb.

An den Präsidenten der Russischen Föderation

W. W. Putin

103132, Moskau, Ul. Iljinka, 23

ANTRAG

Derzeit befindet sich mein Ehemann, Alexej Anatoljewitsch Nawalny, in einem ernsten Zustand im Städtischen Klinischen Krankenhaus der Notfallmedizin Nr. 1 in Omsk.

Ich bin der Meinung, dass Alexej Anatoljewitsch Nawalny qualifizierte medizinische Hilfe in der Bundesrepublik Deutschland benötigt. Seit dem 21. August 2020 um 12:00 Uhr haben wir alle Möglichkeiten für einen sofortigen Transport von Alexej unter Aufsicht von Ärzten höchster Qualifikation.

Ich wende mich offiziell an Sie mit der Forderung, die Genehmigung für den Transport von Alexej Anatoljewitsch Nawalny in die Bundesrepublik Deutschland zu erteilen.

21. August 2020

J. B. Nawalnaja

22. August, 2020 – Omsk

Die Sonne war kaum aufgegangen, als das internationale Medieninteresse die stille Industriestadt in einen Brennpunkt der Weltpolitik verwandelte. Vor dem Krankenhaus parkten Satellitenwagen Stoßstange an Stoßstange. Sie standen wie ein improvisierter Belagerungsring um den Eingang, ein Maschinenpark aus Kabeln, Antennen und blinkenden Kontrollleuchten.

Kameras wurden auf Stativ montiert.

Reporter checkten ihre Mikrofone.

Fotografen schraubten langen Objektive an ihre Fotoapparate.

Zwei Polizisten mit schwarzen Fellmützen standen an der Glastür des Krankenhauses wie schlecht gelaunte Türsteher eines Moskauer Nachtclubs. Sie rauchten, starrten in die Menge, sagten nichts.

Die Szene wirkte wie ein Jahrmarkt des Zynismus und jeder wusste, dass die eigentliche Kontrolle nicht in den Händen dieser gelangweilten Provinzbullen lag, sondern im FSB-Hauptquartier in Moskau, wo bereits fieberhaft diskutiert wurde, ob man den Mann sterben oder ob man ihn, mit gesichtswahrender Geste, in ein deutsches Krankenhaus entkommen lassen sollte.

Ein CNN-Reporter redete energisch live in die Kamera. Neben ihm fluchte ein französischer Fotograf, weil ihm jemand die Sicht versperrte. Eine Frau von der BBC schrieb hastig Notizen in ein Lederheft, während

ein deutscher Korrespondent mit einem Polizisten diskutierte.

Und irgendwo in dem Gebäude kämpfte Russlands gefährlichster Patient um sein Leben.

Der Wind riss alle Beteiligten aus ihrer frostigen Lethargie, als das Ambulanzflugzeug der NGO Cinema for Peace auf der Landebahn Flughafens Omsk aufsetzte.

Kein Empfang.

Kein Licht.

Keine Eskorte.

Nur ein kalter Asphaltstreifen, der »Verpissst euch« brüllte.

Professor Dr. Kai-Uwe Eckardt, Leiter der Klinik für Nephrologie und Intensivmedizin an der Charité, war der Erste, der aus dem Transporter trat. Sein dunkler Mantel wehte kurz im Wind, doch sein Blick blieb unbeweglich, präzise, als würde er die Umgebung wie ein Operationsfeld scannen. Hinter ihm folgte Professorin Dr. Jödis Frommhold, Chefärztin für Pneumologie und Beatmungsmedizin der Median Klinik Heiligendamm, deren Rucksack an ihrer Schulter hing wie ein mobiles Notfalllabor, bereit für jedes Szenario zwischen Atemstillstand und Wunder. Ihre Schritte waren leise, zielgerichtet, ohne jede Spur von Zögern.

Beide bewegten sich so, wie nur Menschen gehen, die wissen, dass jede Sekunde zählt. Kein Blick zu den Kameras. Keine Geste, die nach Aufmerksamkeit verlangte. Für sie gab es hier nur einen Auftrag und keinen

Platz für Politik oder Inszenierung. Die Welt mochte draußen spekulieren, streiten, sich an Gerüchten festbeißen. Doch Eckardt und Frommhold durchquerten das Chaos wie zwei Chirurgen, die sich bereits im Kopf den Weg durch einen Körper bahnten.

Julija stand in dem grauen Flur, der nach Desinfektionsmittel roch und nach etwas, das man Hoffnung nennen wollte, wenn man es nicht besser wüsste. Als die beiden Ärzte aus Berlin um die Ecke bogen, wirkte es, als hätte jemand die Luft im Raum gewechselt. Julija spürte, wie ihr die Kehle trocken wurde.

Sie hatte die letzten Tage wie durch Frostglas erlebt, jede Bewegung verlangsamte sich, jede Stimme klang gedämpft. Jetzt standen diese beiden Menschen vor ihr, fremd und zugleich die letzte Hoffnung. Eckardt streckte ihr die Hand hin, vorsichtig, als fürchte er, sie könnte zerbrechen. Seine Stimme war ruhig, geschult an Nächten voller Entscheidungen, die niemand treffen möchte. Frommhold musterte sie mit einer Wärme, die den sterilen Flur kurz menschlich machte.

Eine Schwester eilte vorbei, warf ihnen einen misstrauischen Blick zu. Omsk war kein Ort für Vertrauen, nicht in diesen Tagen. Julija spürte das Gewicht der Blicke, den Druck, die Kontrolle. Sie fragte sich, ob die Wände hier Ohren hatten.

Die Ärzte stellten keine unnötigen Fragen. Sie wollten zu Alexej. Sie wollten Fakten, Werte, Protokolle. Julija wollte nur seinen Atem hören. Während sie gemeinsam durch die Gänge gingen, entstand zwischen

ihnen ein stilles Bündnis. Kein großes Wort, keine dramatische Geste. Nur drei Menschen, die wussten, dass jede Minute zählte. In diesem Moment war das genug.

»Die Klinikleitung stellt sich quer. Die werden versuchen, Sie hinzuhalten«, sagte Nawalnaja.

Eckardt nickte. »Solange der Mann lebt, reicht mir das.«

Die Tür zur Intensivstation war bewacht. Zwei Sicherheitsleute, breitschultrig, ernst.

»Zutritt nur für autorisiertes Personal«, sagte der eine.

Frommhold trat vor. »Wir sind autorisiert.«

»Nicht von uns.«

Eckardt fischte ein Blatt Papier aus seiner Akten tasche. »Ein Fax vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Straßburg hat heute früh gefordert, dass Sie uns durchlassen. Wollen Sie internationaler Rechtsprechung widersprechen?«

Der Wachmann zögerte. Dann: ein Seitenblick. Ein Kopfnicken. Die Tür öffnete sich.

Der Raum wirkte wie aus der Zeit gefallen. Graue Wände, vergilbt vom Nikotin der Jahrzehnte, durchzogen von Rissen, die sich wie feine Spinnweben bis zur Decke zogen. In einer Ecke surrte ein alter Ventilator und bewegte die abgestandene Luft nur mühsam. Der fensterlose Konferenzraum im Krankenhaus Nr. 1 von Omsk glich eher einer Verhörzelle als einem

medizinischen Beratungszimmer. Das Licht einer flackernden Neonröhre tanzte über den stumpfen Lino-leumboden, auf dem sich Dreck in den Rillen sammelte. Ein ovaler Holztisch, übersät mit Kaffeeflecken und Kerben, dominierte den Raum. Auf ihm lagen zerknit-terte Krankenakten, eine Thermoskanne mit kaltem Tee, ein russisches Mobiltelefon, dessen Display gesprungen war, und mehrere Klemmbretter, als wären sie in der Eile hingelegt worden, um Seriosität zu simu-lieren. Hinter dem Tisch standen schwere, ungemüt-liche dunkelgrüne Stühle mit zu niedrigen Lehnen und abgewetzten Armlehnen.

Dr. Jördis Frommhold saß am linken Ende des Tisches, den Rücken gerade, die Hände gefaltet, der Blick glasklar, doch angespannt. Neben ihr Professor Eckardt, mit zusammengekniffenen Augen hinter seiner randlosen Brille, lehnte sich leicht vor, mit der Absicht sich mit jedem im Raum anzulegen. Julija Nawalny saß zwischen ihnen. Ihre Finger trommelten unablässig auf den Tisch, die Knöchel weiß vor Anspannung. Ihre Augen, müde vom Warten und Kämpfen, brannten sich in die Gesichter der russischen Ärzte, die ihnen gegenüber saßen. Drei Männer in weißen Kitteln, mit Namensschildern, deren Buch- staben längst unerleserlich waren.

Blass, schweigsam, zu höflich. Zu kontrolliert.

Ein vierter Mann stand an der Tür. Zivilkleidung, aber die Haltung eines Soldaten. Oleg Tayakin, der Leiter des FSB-Teams um Alexandrov, Svets und

Panyaev, blickte finster in den Raum. Sein Blick blieb an den beiden deutschen Ärzten hängen, als wollte er sie damit grillen.

»Wir brauchen den Zugriff auf die Patientendaten. Jetzt.« Die Stimme von Dr. Jördis Frommhold war ruhig, aber bestimmt.

»Wir haben ihn stabilisiert. Aber ein Transport ist zu riskant. Die Vitalfunktionen ... », sagte Murachowski, dessen hängende Lider und gemäßigte Stimme kaum seine Entschlossenheit verbergen konnten.

»... sind unter Kontrolle, weil Sie ihn mit Atropin behandelt haben«, fiel Frommhold ihm ins Wort. »Ein Standardmittel bei einer Vergiftung mit Nervengift. Und wir wissen alle, was das heißt.«

Murachowski verzog keine Miene. »Unsere Diagnose lautet Stoffwechselstörung. Das Gesundheitsministerium hat entschieden, dass der Patient nicht transportfähig ist. Die Piloten des deutschen Flugzeugs müssen sich an die vorgeschriebenen Ruhezeiten halten. Ein Transport ist frühestens morgen möglich.«

»Das ist eine Farce! Ihr haltet ihn als Geisel, damit die Spuren verschwinden!«, schrie Nawalnaja ihn an.

Murachowski verschränkte die Arme. Seine Augen zuckten kurz zur Tür, wo der FSB-Mann regungslos stand, wie ein Möbelstück mit Abhörfunktion. Dann sah er wieder zu Julija, seine Stimme nun ein paar Grad kälter.

»Wir arbeiten hier nach medizinischen Standards. Nicht nach Emotionen.«

Dr. Eckardt beugte sich leicht vor. Seine Stimme war leise, aber schneidend.

»Dann erklären Sie mir bitte, Kollege, warum man die Ehefrau eines Patienten nicht zu ihm lässt, keine Unterlagen herausgibt, keine unabhängigen Befunde zulässt und ein Ärzteteam mit internationaler Reputation draußen in der Flurhalle sitzen lässt wie Bittsteller?«

Stille. Die Art von Stille, die man spürt. Die alle Anwesenden einfriert.

Murachowski schluckte. »Wir ... müssen klären, wer Zugriff auf was bekommt. Sie sind nicht Teil des behandelnden Teams.«

»Dann machen Sie uns zu einem Teil davon«, sagte Dr. Frommhold, ohne zu blinzeln. »Hier. Jetzt.«

»Wir haben Richtlinien. Und wir folgen dem, was das Ministerium vorschreibt.«

Julija stand auf. Sie hatte gezittert, nun war sie starr. Ihr Blick flackerte über die Männer in weißen Kitteln, dann über den grauen FSB-Schatten an der Wand. Sie trat einen Schritt näher an den Tisch.

»Ich habe nichts mehr zu verlieren«, sagte sie, leise und eiskalt. »Wenn mein Mann stirbt, wird die Welt wissen, was hier passiert ist. Ich verspreche Ihnen: Ich werde jeden einzelnen Namen öffentlich machen. Jeden Namen auf diesen Krankenakten, jede Unterschrift auf jedem Formular. Wenn Sie das nicht wollen, dann lassen Sie uns jetzt durch.«

Einer der russischen Ärzte, ein Jüngerer, mit nervösen Fingern und einem zu großen Namensschild, wandte sich zu Murachowski. »Aleksandr Sergejewitsch ... vielleicht sollten wir ...«

»Still!«, fauchte Murachowski. Dann wieder ruhiger, aber die Stimme knirschte. »Wir können einen Zugang zu den Daten in Betracht ziehen. Unter Aufsicht. Und nur Teile davon.«

Dr. Eckardt nickte, langsam. »Gut. Und wir brauchen einen Scan des Blutbildes. Sofort. Vor allem die Cholinesterase-Werte.«

»Wir prüfen das.«

»Nein, Sie schicken es an mein Tablet. Jetzt.«

Tayakin an der Tür verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Mehr nicht. Aber es reichte, dass die Luft wieder vibrierte. Der Raum war eine tickende Uhr. Sekunden als Waffe.

Murachowski schien innerlich zu rechnen. Risiken. Anrufe. Namen. Dann griff er zum Telefon an der Wand.

»Bringen Sie die Blutwerte von Patient 107. Und informieren Sie die Pathophysiologie.«

Er legte auf, atmete schwer durch.

»Sie haben eine Stunde. Nicht mehr.«

Nawalnaja hob das Kinn. »Dann nutzen wir jede verdammte Sekunde.«

In einem stockdunklen Hotelzimmer in Berlin rieb sich Jaka Bizilj die Stirn. Der Kulturmanager und Kopf der

Initiative »Cinema for Peace« hatte mit einem Anruf mehr in Gang gesetzt, als ihm lieb war. Er hatte ein Spezialflugzeug samt medizinischem Team nach Omsk geschickt. Der Learjet stand seit dem frühen Morgen auf dem Rollfeld, bereit Nawalny auszufliegen. Doch das grüne Licht aus Russland blieb aus.

Er griff zum Handy und rief im Kanzleramt an.

Angela Merkel saß steif in ihrem Stuhl im Kanzleramt, die Hände wie gefesselt ineinander verhakt. Vor ihr zwei Dossiers, die schwerer wogen als jeder Gesetzesentwurf: eins über den Zustand von Alexej Nawalny, der zwischen Leben und Tod balancierte. Das andere über die tektonischen Risse, die Nawalnys Evakuierung nach Berlin auslösen würde.

»Wir dürfen uns nicht erpressen lassen«, warf einer ihrer Sicherheitsberater ein, die Stimme kontrolliert, aber der Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

Merkel sah ihn an, mit diesem unbeweglichen, eiserne Blick. Über Jahre hatte sie ihn perfektioniert und gelernt, dass Machtspiele nicht durch Lautstärke sondern durch Unnachgiebigkeit gewonnen wurden.

»Es geht nicht um Erpressung. Es geht um ein Menschenleben. Wir haben zugesagt und werden Nawalny da rausholen.«

Die Stunden zogen sich wie Drahtseile. Merkel telefonierte mit ihrem Außenminister Heiko Maas, während im Hintergrund die russische Botschaft ausweichende Formeln wiederholte.

Zur selben Zeit, tausende Kilometer entfernt, saßen zwei deutsche Ärzte in Omsk in einem fensterlosen Raum, der nach abgestandenem Rauch und billiger Chemie roch und warteten.

Auf grünes Licht. Auf irgendein Zeichen.

Draußen, im Flur, saß Julija Nawalnaja, die Hände wie Schraubstöcke um ihr Handy gekrallt. Der Boden unter ihren Füßen war grau, speckig, abgetreten. Ihre Augen bohrten sich hinein, als könnte sie dort eine Antwort finden.

Sie flüsterte, fast nur für sich: »Was, wenn er stirbt, bevor wir ihn rausbekommen?«

Kira Jarmysch, Nawalnys Pressesprecherin, saß neben ihr, das Gesicht verhärtet. »Dann stirbt er in Russland.«

Eine Pause. Schwer. Abgrundtief.

»Und das ist genau das, was sie wollen.«

Der Durchbruch kam unerwartet. Nicht als Verhandlung, nicht als offizielles Statement, sondern als leises Kippen in der Machtbalance.

Am nächsten Morgen trat Murachowski, der Chefarzt, aus seinem Büro. Blass, Augenringe wie dunkle Schleier. Er ging direkt auf Julija zu, mied jeden Blickkontakt und sagte nur drei Worte: »Er kann fliegen.«

Keine Erklärung. Kein Papier. Kein Lächeln. Nur der Satz, als hätte er Gift ausgespuckt, das er nicht länger im Mund behalten konnte.

Zwei Stunden später fuhren zwei Krankenwagen, und zwei Begleitfahrzeuge mit Nawalny und dem

Ärzteteam zum Flughafen. Keine Sirenen, kein Aufsehen. Nur das tiefe Gefühl, dass jeder rote Ampelstopp, jeder Schlag im Asphalt eine Ewigkeit dauern konnte.

Als das Flugzeug schließlich abhob, war es, als hielte ein ganzes Land den Atem an.

Als die Lichter Sibiriens unter ihnen verschwanden, schien die Maschine selbst zu zögern, als müsse sie entscheiden, was sie da eigentlich in den Westen trug. In Julija wuchs eine Erkenntnis, die sie schmerzte wie ein offener Nerv: Es gab zwei Arten von Katastrophen. Die eine war sein Tod. Die andere war sein Überleben.

Der Kreml hätte ihn lieber tot, Europa brauchte ihn lebendig und sein Name war längst zur Zündschnur eines geopolitischen Flächenbrands geworden.

22. August 2020 – Berlin.

Landeanflug auf Tegel. Die Sonne stand hoch über der Stadt, doch im Innern des Learjets herrschte Grabesstille. Nur das monotone Piepen des Überwachungsmonitors durchbrach die angespannte Ruhe.

Alexej Nawalny war ein Schatten seiner selbst. Blass, wie aufgelöst, mit eingefallenen Wangen und geschlossenen Lidern. Sein Körper lag still auf der Trage, als würde er der Welt da draußen längst nicht mehr angehören. Um ihn herum bewegte sich das Ärzteteam in der nüchternen Geschäftigkeit medizinischer Routinen. Geräte summten, Stimmen blieben gedämpft. Alles folgte Abläufen, die sich messen und protokollieren ließen. Nur nicht das, was hier auf dem Spiel stand. Nawalnaja wich den ganzen Flug über nicht von seiner Seite. Die Augen gerötet, das Gesicht gezeichnet von Schlafmangel und zu vielen Stunden in der Ungewissheit. Sie hatte geweint, bis die Tränen versiegt waren. Oder bis sie gelernt hatte, sie zurückzuhalten. Jetzt hielt sie den Blick auf Alexej gerichtet. Nicht, weil sie glaubte, ihn damit retten zu können, sondern weil Wegsehen bedeutet hätte, auch nur für einen Augenblick hinzunehmen, dass er ihr entglitt.

Die Berliner NGO »Cinema for Peace« hatte eine Bombardier Challenger 604 gechartert. Ein Ambulanzflugzeug der Nürnberger Firma FAI Aviation Group, die auf internationale Krankentransporte spezialisiert

war. Die Kosten für den Flug übernahm der russische Unternehmer Boris Simin.

Die Wahl des Flugzeugs hatte einen erheblichen Einfluss auf die erfolgreiche Evakuierung von Alexej Nawalny nach Berlin. Die Challenger 604 war speziell als Ambulanzflugzeug ausgestattet und bot modernste Medizintechnik an Bord, darunter Beatmungsgeräte, Überwachungsmonitore, Infusionspumpen und die Möglichkeit zur Durchführung intensivmedizinischer Maßnahmen während des Fluges. Die Kabine war groß genug, um medizinisches Personal, umfangreiche Ausrüstung und Begleitpersonen aufzunehmen, was bei kritischen Patienten wie Nawalny essenziell war.

Mit einer Reichweite von etwa 6.300 bis 6.800 km und einer Reisegeschwindigkeit von 800–900 km/h konnte die Challenger 604 Langstreckenflüge wie von Omsk nach Berlin ohne Zwischenlandung bewältigen. Dies minimierte die Flugzeit und reduzierte Risiken, die mit zusätzlichen Stopps verbunden wären, was bei einem instabilen Patienten lebenswichtig war.

Die geräumige Kabine und spezielle Konfiguration ermöglichten nicht nur die optimale medizinische Versorgung, sondern auch einen ruhigen und sicheren Flug für Nawalny.

Die Maschine setzte auf.

Berlin war bereit.

Und mit ihm die ganze Welt.

Die Stadt roch an diesem Samstagmorgen nach Spätsommerregen und Regierungskrise.

Im elften Stock der Charité flackerten die Neonlichter über sterile Flure. Maschinen summten, Ärzte flüsterten.

Und im Herzen des Chaos kämpfte Alexej Nawalny gegen das Gift in seinem Körper.

Glitt immer noch zwischen den Welten.

Aber er war da.

Und das reichte.

Draußen standen Kamerateams wie Wachtürme vor dem Eingang. Mikrofone reckten sich in den Himmel, als wollten sie den Wind interviewen. Julija Nawalnaja hatte sich in der Zwischenzeit zurückgezogen.

Nicht zum Schlafen.

Nicht zum Weinen.

Sondern um Pläne zu schmieden.

Einen Flur weiter trat Frank-Walter Steinmeier vors Mikrofon. Krawatte dezent. Stimme klar.

»Ich bin erleichtert, dass Alexej Nawalny in Berlin behandelt wird. Jetzt geht es um Transparenz, Wahrheit und politische Verantwortung.«

Der Satz war diplomatisch. Aber jeder wusste, was darunter kochte: Die Bundesregierung roch die Lüge und wusste, dass Russland den Anschlag auf Nawalny astrein vertuschen wollte.

Aus Moskau kam die Antwort in Gestalt der Kreml-Pressesprecherin Maria Sacharowa. Sie stürmte vors Mikrofon wie eine Göttin des Zorns.

Die Stimme scharf wie frisch geschliffenes Glas.

Die Augen voller kalkulierter Verachtung.

Jedes Wort, das sie in die Kamera schleuderte, war ein Projektil, und man konnte fast sehen, wie sie innerlich die Patronen nachlud.

»Das ist eine rein medizinische Angelegenheit. Der Westen politisiert wieder einmal, was in ärztliche Hände gehört.«

Dmitri Peskow, Putins Sprecher, wiederholte die Linie. »Wir behindern keine medizinische Behandlung. Es gab keinen Befehl, Nawalny zu vergiften.«

Kira Jarmysch, Nawalnys Sprecherin, twitterte zeitgleich: »Das ist keine medizinische Krise. Es ist ein Anschlag. Und wir wissen, wer dahintersteckt.«

Der Post ging viral. Weltweit.

Trotz der unklaren Situation wollten sich die Mitarbeiter Nawalnys nicht einschüchtern lassen. Nawalnys Antikorruptionsstiftung werde ihre Arbeit fortsetzen, schrieb der Fonds-Leiter Iwan Schdanow auf Twitter.

Die regelmäßigen Liveauftritte seiner Mitarbeiter im Netz liefen weiter, trotz, fast herausfordernd, in der Hoffnung, dass das bekannteste Gesicht der Bewegung bald wieder auftauchen würde.

Die deutsche Regierung setzte auf eine erfolgreiche Behandlung Nawalnys in Berlin.

Durch seinen Regierungssprecher ließ der Vize-Kanzler Olaf Scholz ausrichten, dass die Bundesregierung hoffe, dass die Behandlung in der Charité zu einer

Besserung Nawalnys führen und eine vollständige Genesung bald eintreten werde. Sein Wunsch wäre, dass Herr Nawalny wieder gesund wird. Scholz machte deutlich, dass die deutsche Demokratie es nicht akzeptieren werde, dass das Leben von russischen Oppositionellen in Gefahr gebracht werde.

Auch Außenminister Heiko Maas verkündete, dass nach dem Mord im Berliner Tiergarten weitere Maßnahmen gegen Russland in die Tat umgesetzt werden müssten. Deutschland müsse konkrete, personenbezogene Sanktionen gegen die Hintermänner von Anschlägen auf Oppositionelle ergreifen.

Am 24. August ließ die Charité verlauten, was viele bereits ahnten und Moskau fürchtete: Nawalny war vergiftet worden. Die ersten Befunde zeigten Spuren eines Cholinesterase-Hemmers. Nowitschok. Französische und schwedische Experten überprüften die Proben und bestätigten dasselbe Bild.

Das Investigativkollektiv *Bellingcat* erinnerte in diesem Zusammenhang an die Skripal-Affäre und an die versuchte Vergiftung des für Russland unbequemen Emilian Gebrew in Bulgarien.

Dieselben Symptome.

Ähnliches Vorgehen.

Man wusste genau, in welche Richtung man schauen musste, um die wahren Täter zu finden.

Am 28. August gab Bruno Kahl, der Präsident des Bundesnachrichtendienstes (BND) eine Konferenz, bei der sagte, dass das Gift noch härter als bisherige

Formen von Nowitschok seien. Dadurch, dass es komplexer, neuer und seltener als die übliche chemische Zusammensetzung des Giftes sei, müsste man davon ausgehen, dass es mithilfe des russischen Staatsapparates hergestellt worden sei.

Das Kalkül der Täter sei es gewesen, dass Nawalny noch an Bord des Flugzeugs sterben sollte.

Nur das beherzte Eingreifen des Piloten, der spontan in Omsk notlandete, und die anschließende Behandlung Nawalnys mit einem Gegengift im dortigen Krankenhaus hätten ihm das Leben gerettet.

Wenige Stunden später versammelte die Leitung der Charité die Journalisten in der Halle und legte die Fakten auf den Tisch. Es war, als würde man einem Dieb auf frischer Tat ertappen.

Ein Journalist fragte direkt: »War das ein Anschlag?«

Die Antwort des leitenden Arztes war knapp: »Das ist nicht Teil der medizinischen Bewertung. Aber ich kann es mir nicht anders erklären.«

Ende August bis Anfang September 2020 – Berlin

Das Erwachen aus einem Koma folgt selten der Dramaturgie des Kinos. Es gibt keinen sauberen Schnitt zwischen Dunkelheit und Bewusstsein, keinen Augenblick, in dem die Welt mit einem tiefen Atemzug wieder an ihren Platz rückt. Niemand sinkt einfach zu Boden, um Sekunden später in den Armen seiner Liebsten die Augen zu öffnen. So stellt man es sich vor, weil die Vorstellung tröstlich ist. Weil sie aus einer langen, unbegreiflichen Abwesenheit einen kurzen Schrecken macht, auf den Erleichterung folgt. Die Wirklichkeit kennt solche Versprechen nicht. Sie kehrt in Bruchstücken zurück, tastend und ohne Garantie, dass der Mensch, der die Augen öffnet, auch schon ganz zurückgekehrt ist.

Die Rückkehr ins Leben war für Nawalny ein wochenlanger Prozess begleitet von einer Reihe unangenehmer und hartnäckiger Visionen. Eine Art sich hinschleppende und sich realistisch anfühlende Reise durch alle Kreise von Dante's Inferno. Eine quälende Abfolge von Halluzinationen, durch die man hin und wieder einen flüchtigen Blick in die Realität erhaschte.

Nawalny konnte sich nur an einzelne Momente aus den ersten Tagen erinnern, wie er im Rollstuhl sitzt und jemand ihn rasiert.

Unfähig sich zu bewegen.

Nicht in der Lage auch nur zu blinzeln.

Nicht fähig auch nur einen Finger zu bewegen.

Ein Arzt hielt ihm seine Hand und flüsterte: »Alexej, bitte sagen Sie ein Wort. Ich werde es aufschreiben und Ihnen zeigen.«

Wiederholungen.

Kreisläufe.

Und immer wieder Halluzinationen.

Gesprächsfetzen.

Allmählich begann Nawalny zu verstehen, dass er Alexej war und dass das alles eine Übung war und es darum ging ein Wort zu sagen.

Eigentlich ganz simpel.

Wenn man nur wüsste, wie dieses verflochtene Reden funktionierte.

Irgendwas mit Mund und Stimmbändern.

Der Gedanke entglitt ihm.

Die Visionen aus dem achten Höllenkreis kamen wieder.

Die Malebolge.

Welch ein Name, der schon im Klang das Gewicht der Verderbnis trug. Acht Kreise tiefer im Abgrund, dort, wo die menschliche Seele ihre schlimmste Perversion des Geistes enthüllte: den Betrug.

Kein einfacher Verrat.

Kein warmer Hauch der Untreue, sondern die kalte, kalkulierte Täuschung, die sich wie eine giftige Ranke um jede Wahrheit wickelte. Hier, im achten Höllenkreis, erstreckten sich zehn Gräben, wie konzentrische Narben im zerrissenen Fleisch der Erde. Jeder Graben

ein Spiegel einer bestimmten, präzise geschliffenen Form der List und jeder trug seine eigene, kunstvolle Qual.

Qualen, die nicht im wilden Feuer, sondern in der geduldigen, methodischen Grausamkeit bestanden. Aber der Schlimmste war der zehnte Graben.

Dort hausten die Fälscher, die Lügner, die Alchemisten. Ihre Zungen waren von Flammen verzehrt, ihre Gesichter geschwärzt, verbrannt vom eigenen Wort. Sie waren dazu verdammt, in der Dunkelheit zu schreien, während ihre Lügen sich in Rauch auflösten, nur um in der nächsten Sekunde wiedergeboren zu werden. Ein Kreislauf aus endloser Selbstvergiftung. Jedes falsche Wort, jede gefälschte Urkunde und vergiftete Loyalität wurde wie glühendes Eisen in ihre Körper gebrannt.

Und irgendwo tief in diesem Kreis, so glaubte Nawalny, lebte auch die Gegenwart, die ihn verfolgte. Die Operationen, die im Schatten geschmiedet wurden, die Verräter, die zwischen Wahrheit und Lüge balancierten, als sei das Leben selbst nur ein schwankendes Seil über einer bodenlosen Schlucht.

Der zehnte Kreis war kein Mythos. Nicht Dante. Keine literarische Vision eines Dichters, der das Böse in ewige Höllenringe sperrte.

Er war Realität.

Ein Echo der Weltpolitik, das durch die Flure der Macht hallte, hinter verschlossenen Türen, in abgehörten Gesprächen und auf den Bildschirmen jener Männer, die über das Schicksal anderer entschieden.

Ein Strudel ohne Boden. Nawalny versank darin, Tag für Tag, während die Welt draußen so tat, als ließe sich alles noch erklären, einordnen, kontrollieren.

Hier stank es nach Verwesung. Nach Krankheit, Schweiß und dem fauligen Atem einer Ordnung, die ihre eigenen Lügen nicht mehr von der Wahrheit unterscheiden konnte. Die Fälscher litten unter Fieber und unstillbarem Durst. Lepra, Syphilis, Wassersucht. Ihre Körper zerfielen, als würde das Fleisch selbst gegen ihre Verbrechen protestieren.

Alchemisten, die wertloses Metall in Gold verwandeln wollten. Nachahmer, die sich fremde Namen und Identitäten aneigneten. Falschmünzer, die das Vertrauen in eine Währung zerstörten, bis niemand mehr wusste, was noch Bestand hatte. Meineidige, die ihre Schwüre verkauften und anschließend behaupteten, sie hätten nie einen geleistet.

Jeder von ihnen hatte etwas verfälscht. Eine Substanz, eine Identität, einen Wert, die Wahrheit.

Und ihre körperliche Verwesung war nur das sichtbare Zeichen einer tieferen Fäulnis. Einer Korruption, die längst nicht mehr bei den Tätern endete, sondern sich durch die Gesellschaft fraß, bis selbst die Grenze zwischen Verbrechen und Staatsräson verschwamm.

Eine ewige Krankheit, die die Gesellschaft zerfallen ließ.

Die durch Manipulation einfach in einem ewigen Kreislauf aus Qualen bestand.

Bin ich das?

Oder ist es Russland, das hier die Qualen durchläuft?

Oder sind es diejenigen, die mich vergiftet haben?

Nawalny wusste es nicht.

Da war doch irgendwas mit Sprechen.

Wie ging das nochmal?

Die Stimmbänder waren intakt. Aber wie formt man nochmal Wörter?

Und wie erklärt man, dass man nicht in der Lage ist Wörter zu formen?

Der nächste Kreis des Infernos war zum Greifen nahe.

Absturz.

07. September bis 22. September – Berlin, Charité

Er blinzelte.

Nur einmal. Dann noch einmal.

Licht. Geräusche. Stimmen. Keine Worte.

Nur ein Rauschen, wie Wellen, die gegen eine Mauer schlugen. Es dauerte, bis er realisierte, dass es keine Mauer war. Sondern sein eigener Schädel.

Die Frau an seinem Bett schoss hoch, als hätte jemand Strom durch sie gejagt. »Alexej!« Ihre Hand umklammerte seine.

Warm.

Lebendig.

Er versuchte zu sprechen. Ein heiseres krächzten.

»Du bist zurück.«

Er versuchte zu lächeln. Es gelang ihm nicht.

Die Tage verschwammen ineinander. Medikamente, Träume, Stimmen hinter Schleiern. Der Geschmack von Eisen im Mund, das monotone Piepen der Maschinen, das sich wie ein zweites Herz in sein Bewusstsein gebohrt hatte.

Schwester Milla war jung, sommersprossig, mit dem Tonfall einer Frau, die wusste, wie man mit Kriegsversehrten umging, ohne dass es peinlich wurde.

»Wasser?«, fragte sie freundlich und hob die Plastikflasche in die Höhe.

Nawalny nickte sofort. Seine Lippen waren trocken, die Zunge ein Stück Leder.

Sie stellte die Flasche auf den Tisch, ein Zentimeter außerhalb seiner Reichweite.

»Ein Deal. Sie schreiben mir das englische Wort für Wasser auf und ich geb's Ihnen.«

Er starrte sie an, als hätte sie den Verstand verloren.

»Können nicht«, krächzte er. Seine Stimme war schwach, das Sprechen anstrengend.

»Doch. Sie können. Ich weiß, dass Sie Englisch sprechen. Schreiben sie das Wort für Wasser auf.«

Sie legte ihm einen dicken schwarzen Marker in die Hand. Vor ihm lag ein Notizblock. Die Zeilen flatterten vor seinen Augen. Das Wort. Wie hieß es nochmal?

Er konzentrierte sich. Irgendwas mit W? War es wood? War es wet?

Seine Finger krallten sich um den Stift. Er kritzelte ein großes »W« auf das Papier. Dann? Ein »O«? Nein. Verdammt. Wie ging es weiter?

Sein Gehirn war ein verschmiertes Manuskript. Buchstaben wirbelten durcheinander. Er war einmal ein brillanter Redner gewesen. Jetzt konnte er kaum einen Buchstaben zuordnen.

»Kommen Sie. Ein Versuch noch.«

Er kniff die Augen zusammen. Der Stift kratzte über das Papier.

W... A...?

Er atmete schwer. Die Hand zitterte. Sein Arm zuckte. Dann knallte er den Stift auf den Tisch.

Stille.

Langsam zog er das Blatt zu sich heran und schrieb groß und wütend:

FKUC

Milla sah ihn an. Dann prustete sie los.

»Sehr gut, Herr Nawalny. Nicht ganz Wasser. Aber ich verstehe die Botschaft.«

Er starrte sie an. Wütend. Beschämt. Aber da war auch etwas anderes in seinem Blick.

Leben.

»Wissen Sie was?«, sagte sie. »Dafür gibt's jetzt einen Schluck.«

Sie schraubte die Flasche auf und hielt sie an seine Lippen. Kaltes Wasser rann über seine Zunge, seinen Hals, seine Seele. Er trank wie ein Verdurstender.

Sie zwinkerte. »Das nächste Wort ist *Freiheit*. Machen Sie sich bereit.«

Die Tage vergingen wie in Watte gepackt.

Fragen der Krankenschwester wurden nur mit Nicken beantwortet.

Alles andere überstieg seine Kräfte.

Das Sprechen kam wieder.

Und dann auch die Wahrnehmung.

Ein Arzt drückte ihm einen Bleistift in die Hand und bat ihn, etwas aufzuschreiben.

Neue Qualen.

Wie war das nochmal mit dem Schreiben?

Zu denken.

Zu schreiben.

Er lernte, wieder zu gehen.

Es war ein stiller Nachmittag, wie erstickt unter dem Gewicht von zu vielen Fragen.

Das Fenster stand einen Spalt offen. Nawalny saß im Bett, blass, aber wach. Er war noch nicht ganz er selbst, aber nahe genug dran, um zu sehen, was andere verbargen.

Der berühmter japanischer Neurochirurg kam herein und erklärte ihm geduldig und behutsam wie seine Genesung verlaufen und welche Behandlungen ihn erwarten würden.

Er war unfassbar professionell und abgeklärt.

Groß und gutaussehend und mit Geheimratsecken, aber immer etwas traurig.

Da war etwas in seinen Augen. Ein Nebel. Kein Schlafmangel. Kein Stress. Trauer.

»Sie sehen aus, als hätten Sie gerade den Krieg verloren«, sagte Nawalny mühsam.

Der Arzt lächelte nicht. Er blickte aus dem Fenster.

»Ich habe einen Patienten verloren«, antwortete er ruhig.

»Kommt vor, oder? Sie sind nicht Gott.«

Der Arzt atmete durch die Nase ein. Die Schultern blieben ruhig. Der Blick war leer.

»Es war mein Sohn.«

Stille.

Die Maschinen piepsten weiter. Ein Infusionsbeutel tropfte wie eine Zeitbombe.

»Verdammt«, sagte Nawalny leise.

Der Arzt stand auf, ging zum Fenster, als würde er etwas suchen. Dann drehte er sich um.

»Er hieß Emil. Zwei Jahre alt. Ich war auf einem Kongress, als der Anruf kam. Verkehrsunfall. Ich war eine halbe Stunde später im OP und habe ihn selbst operiert. Ich dachte ... »

Er brach ab. Setzte sich wieder.

»Er ist in meinen Armen gestorben.«

Nawalny sagte nichts. Er konnte nichts sagen. Sein Herz schlug dumpf gegen die Rippen.

»Ich habe ihn nicht retten können«, fuhr der Arzt fort, seine Stimme kaum hörbar. »Und ich werde es mir nie verzeihen.«

Eine lange Pause.

»Ich habe ein Haiku geschrieben«, sagte er plötzlich. »Ich weiß, das klingt übergriffig. Aber Worte sind alles, was bleibt.«

Nawalny nickte nur. Er wusste, was es hieß, wenn Worte das Einzige waren, was noch zwischen Schmerz und Wahnsinn stand.

Der Arzt holte ein Stück Papier aus seiner Brusttasche. Gefaltet wie ein Gebet. Er entfaltete es. Ließ seinen Blick über die Zeilen gleiten. Dann las er vor:

Auf kaltem Asphalt

Liegt dein Licht in meiner Hand

Und will nicht zurück

Nawalny schloss die Augen. Es schnürte ihm die Kehle zu.

»Das ist das Schönste, was ich je gehört habe«, sagte er mit rauer Stimme.

Der Arzt faltete das Papier langsam wieder zusammen.

»Ich trage es jeden Tag bei mir. Ich kann nicht anders.«

»Ich hoffe, Sie geben es nie wieder her«, sagte Nawalny.

»Ich würde ihn trotzdem lieber zurückhaben.«

Ein Lächeln flackerte über Nawalnys Gesicht.

Kein glückliches.

Kein trauriges.

Einfach echt.

Als der Arzt den Raum verließ, blieb Nawalny minutenlang regungslos sitzen. In den Tagen danach konnte er sich nicht an alles erinnern. Aber er erinnerte sich an das Haiku. Und er erinnerte sich an Tränen, die nachts kamen, leise, erbarmungslos.

Die Sorte Tränen, die nicht wehtat.

Die Sorte, die reinigte.

Und vielleicht war das genug für diesen Moment.

Der Nachmittag stand still, wie eingefroren. Das Licht fiel fahl durch die Lamellen, eine Mischung aus Hoffnung und Resignation. Nawalny saß im Bett, das Kissen hart im Rücken, das Lächeln eine Maske. Sobald der Arzt auftauchte, spannte er die Schultern, zog die Mundwinkel hoch, als wäre Tapferkeit eine Frage der Haltung.

Der Mann kam leise herein. Trug seinen weißen Kittel wie eine Rüstung. Keine Namensplakette. Keine Vorstellung. Nawalny kannte ihn längst. Dr so und so ... irgendwas Japanisches.

Wie sollte er sich auch japanische Namen merken?

Er konnte ja nicht mal schreiben.

»Sie versuchen immer stark auszusehen, wenn ich komme«, sagte der japanische Arzt.

»Sie haben mir zu viele schlechte Nachrichten gebracht.«

Ein leises Schnauben. Fast sowas wie ein Lächeln. Der Arzt setzte sich auf den Stuhl ans Bettende. Legte eine Mappe auf den Tisch. Schlug sie nicht auf.

»Diesmal könnte es eine gute Nachricht sein.«

Nawalny blinzelte. Sein Körper schmerzte, sein Rücken brannte, als würde jeder Nerv einzeln Alarm schlagen.

»Ich höre.«

»Wir haben entschieden, Ihnen bionische Prothesen zu implantieren. Beine. Titanlegierung, servomotorisch gestützt. Gelenkbewegungen wie beim Menschen, aber präziser. Reaktionsschneller.«

Nawalnys Augen weiteten sich.

»Wie ...?«

»Wie ein Exoskelett. Aber innen. Ihre alten Beine können wir nicht mehr retten. Aber das hier ... das bringt Sie zurück.«

Nawalny starrte auf seine Decke. Sah die flache Silhouette seiner zerstörten Glieder. Dann sah er den

Arzt an, als müsse er sichergehen, dass das kein Traum war.

»Wann?«

»In sechs Wochen beginnen wir. Erst die Implantate, dann die Steuerung. Später ...«

»Später?«

Der Arzt räusperte sich. »Wir werden Ihnen ein neues Rückgrat einsetzen.«

»Wie bitte?«

»Wir haben mit Kollegen in Zürich und Tel Aviv gesprochen. Es gibt ein Prototyp-Implantat. Bioelektrische Leitfähigkeit über synthetische Neuroverbindungen. Sie werden wieder stehen können. Vielleicht sogar laufen. Mit etwas Glück rennen.«

Nawalny lachte. Es war ein raues, unfertiges Lachen. Voller Erstaunen.

»Sie machen mich zu Doctor Octopus.«

»Wer?«

»Doctor Octopus. Aus Spider-Man.«

Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Ah der.«

»Ich will die schwarzen Mantelarme.«

»Wir fangen mit den Beinen an.«

Ein Moment Stille.

»Ich bekomme mein Leben zurück.«

Der Arzt nickte. Stand auf. Als er zur Tür ging, drehte er sich noch einmal um.

»Ich will, dass Sie wissen, dass das hier nicht nur Medizin ist. Es ist ein politisches Statement.«

»Gegen wen?«

»Gegen alle, die glauben, man könne Menschen brechen.«

Nawalny sagte nichts mehr. Er sah dem Mann nach. Seine Schultern. Den leisen Schritt. Und er schwor sich: Wenn er je wieder würde laufen können, würde er mit dem Arzt ein Wettrennen laufen. Und ihn vielleicht gewinnen lassen.

Trotz seiner bionischen Beine.

Die Sonne warf streifiges Licht durch das Fenster. Nawalny starrte an die Decke. Sein Blick war leer, seine Miene fahl. Etwas nagte an ihm. Kein Schmerz, kein Symptom, sondern die Abwesenheit von etwas.

Oder Jemandem.

Er hatte den japanischen Arzt nicht mehr gesehen.

Nicht gestern. Nicht heute.

Keine Visite. Keine neuen Befunde. Keine bionischen Versprechen.

Er drückte auf den Rufknopf.

Eine Schwester kam. Blond, müde, Anfang vierzig.

»Der Neurochirurg«, sagte Nawalny heiser. »Der Japaner. Ich möchte mit ihm sprechen.«

Die Schwester blinzelte. »Welcher Neurochirurg?«

»Der mit dem toten Kind«, knurrte er. »Der mir die Beine geben wollte. Der ... der das Haiku geschrieben hat.«

Ein leiser Moment.

»Herr Nawalny«, sagte die Schwester vorsichtig. »Wir haben keinen japanischen Neurochirurgen in

diesem Haus. Nicht auf dieser Station. Und auch keinen Mann mit einem Kind, das ... »

»Er hat es mir gesagt. Er saß hier. Er hat mit mir gesprochen. Jeden Tag.«

Sie senkte die Stimme. »Ich werde die Oberärztin rufen.«

Zehn Minuten später standen drei Personen in seinem Zimmer: die Stationsärztin, ein Pfleger, eine leitende Psychologin. Niemand hatte je von dem Mann gehört.

Sie durchsuchten die Patientenakte. Kein Eintrag. Kein Konsil. Keine Unterschrift. Keine Kameraaufnahme auf dem Flur.

»Das ist unmöglich«, murmelte Nawalny, als sie gegangen waren. Er griff nach seinem Handy, tippte stumm:

Japanischer Neurochirurg Kind verloren.

Nichts.

Er probierte andere Kombinationen.

Charité. Prothese. Bionische Beine. Rückgrat-Implantat.

Nichts. Keine Forschungsprogramme. Keine Prototypen.

Keine Spuren.

Er schaute in seine Notiz-App. Drei Zeilen, eingerückt wie ein Gedicht.

Auf kaltem Asphalt

Liegt dein Licht in meiner Hand

Und will nicht zurück

Er hielt inne.

Das Haiku.

Sein Herz zog sich zusammen. Er las es noch einmal.
Und wusste in diesem Moment: Er hatte es selbst
geschrieben.

Halluzinationen.

Hervorgerufen durch sechs verschiedene psycho-
trope Medikamente.

Er weinte. Zwei Stunden lang. Später noch einmal.
Und in der Nacht.

Nicht nur über den Jungen, der nie gestorben war. Son-
dern über sich selbst und über die Art, wie sein Geist
versucht hatte, das Unfassbare mit Schönheit zu über-
tünchen.

Er würde die Beine behalten, die er hatte.

Kein Dr. Octopus 2.0.

Schade eigentlich.

Er erkannte niemanden und die Sache mit dem japani-
schen Doktor ließ ihn an allem zweifeln, was um ihn
herum passierte.

Er lag einfach nur da und versuchte all die flüchtigen
Gedanken, die um ihn herumflogen zu sortieren und in
eine richtige Reihenfolge zu bringen.

Immer wieder war da diese Frau. Diese wunder-
schöne Frau, die besser als alle anderen wusste, wie er
sein Kissen haben wollte.

Sie jammerte nicht und schaute auch nicht traurig.

Sie redete ganz vertraut mit ihm.

Als würde sie ihn seit Jahren kennen.

In so eine Frau konnte man sich verlieben.

Wenn sie lachte und lächelte, war die Welt in Ordnung.

An der Wand hing ein großes Whiteboard. Nawalny schaute jeden Tag darauf und versuchte zu erkennen, was darauf zu sehen war. Aber so sehr er sich bemühte, es gelang ihm nicht. Es war nichts Geschriebenes. Irgendeine Form, die keinen Sinn ergab. Jeden Tag kamen neue Formen dazu, die sich der ersten ähnelten.

Irgendwann erkannte Nawalny, dass es sich um Herzen handelte, die dort jemand gemalt hatte. Wer sollte Herzen auf einer weißen Tafel malen?

Überhaupt weiße Tafeln. Absurd

Man kann es für Klischee halten. Jemand liegt im Koma und nur die Fürsorge eines geliebten Menschen bringt ihn zurück ins Leben.

Aber Klischees haben ihre Berechtigung. Sie sind in Wahrheit oft nur das, was uns zu oft passiert ist, um noch darüber zu staunen.

Während Nawalny schlief, war diese Frau da.

Tag für Tag.

Stunde für Stunde.

Wie eine Wache.

Wie eine Uhr, die nie stillstand.

Sie sprach mit ihm.

Las ihm Gedichte vor.

Flüsterte alte Erinnerungen.

Sang seine Lieblingslieder, an die er sich nicht mehr erinnern konnte.

Und als er erwachte und keine Sprache, keine Bewegungen, nicht einmal sich selbst verstand, war sie noch immer da.

Keine Tränen.

Keine Dramen.

Sein ganzer Tagesrhythmus richtete sich nach ihr. Sein Zeitvertreib bestand nur aus Warten.

Auf sie.

Auf ihr Lächeln, das die grauen Schleier vertrieb. Auf die Art, wie sie sein Kissen zurechtrückte, damit sein Kopf besser lag.

Auf ihre Stimme, die durch den Nebel drang wie ein Signal aus einer anderen Welt.

Wenn sie da war, verschwanden die Halluzinationen. Die verzerrten Gesichter, die ihn heimsuchten, die Stimmen, die nie verstummten.

Sie verstummten, wenn sie da war.

Ihr Lachen schnitt durch das Gift, das sich durch sein System gefressen hatte.

Ihr Blick war ein Anker. Ihre Hände ein Versprechen.

Der Ausweg aus den neun Höllenkreisen.

Sie war nicht dramatisch.

Nicht pathetisch.

Sie trat nicht auf wie eine Heldin.

Sie brachte keine Geschenke.

Sie brachte sich. Und das reichte.

Dafür gibt es wissenschaftliche Erklärungen. Dopamin. Oxytocin. Neuronale Spiegelung.

Wenn man die Stimme eines geliebten Menschen hört, wird das Gehirn geflutet mit Botenstoffen, die heilen.

Jeder Besuch eine Therapie.

Das Warten auf sie: reinstes Koks.

Aber egal, wie viele Abhandlungen darüber veröffentlicht wurden. Egal, wie clever die Neurowissenschaftler ihre Hypothesen formulieren: All das reichte nicht an den einen Gedanken heran, der ihm wie ein Gebet im Gehirn festhing, wenn er ihre Schritte im Flur hörte:

Liebe heilt.

Und bringt uns zurück ins Leben.

Was bleibt von einem Menschen, wenn sein Körper versagt, seine Sprache versiegt, seine Gedanken flackern wie kaputte Neonröhren?

Es bleibt die Liebe eines anderen, der nicht geht.

Der spricht, obwohl keine Antwort kommt.

Der eine Hand hält, obwohl sie reglos bleibt.

Der weiter an eine Rückkehr glaubt, obwohl niemand sie versprechen kann.

Und vielleicht ist das die wahre Definition von Liebe: Da zu sein, wenn jemand nicht mehr da ist.

An ihn zu glauben, wenn er selbst nicht mehr glaubt. Ihn zu halten, ohne zu wissen, ob er je zurückkommen wird.

Manchmal, wenn er allein war, dachte er an die unzähligen Stunden, die sie an seinem Bett verbracht hatte. Er stellte sich vor, wie sie an seiner Seite saß.

Ihre Hand auf seiner.
Der Monitor piepte.
Und sie redete.
Vielleicht erzählte sie von den Kindern.
Vom Sommer in Moskau. Von ihrem gemeinsamen
Leben.

Und er? Er war irgendwo zwischen Leben und Tod.
Und doch, irgendwo, ganz tief unten, hatte er alles
gehört.

Vielleicht war das das größte Wunder.
Nicht die Technik.
Nicht die Flucht aus dem Schatten des Todes.
Sondern sie.
Ihre Liebe. Ihr Glaube. Ihre Stimme.
Man kann das alles nicht beweisen. Nicht messen.
Nicht wiegen.

Aber in seinem Herzen wusste er: Wenn es so etwas
wie ein Heilmittel gegen das Böse gab, dann war es sie.

Julija.

Sein Licht.

Sein Ursprung.

Sein Weg zurück.

An der Wand hing ein riesiger Fernseher. Ein flaches
Gerät. Neu und glänzend.

Milla kam herein und tippte fröhlich auf die Fern-
bedienung.

»Ablenkung«, sagte sie. »Heute spielt Bayern Mün-
chen.«

»Was?«

»Fußball. FC Bayern gegen Schalke 04. Auftaktspiel. Saisonstart. Richtig große Nummer.«

Nawalny blinzelte gegen das Licht. Auf dem Bildschirm: grüne Rasenfläche, Tribünen, Kameraschwenks. Dann Anpfiff.

Er versuchte sich zu konzentrieren aber seine Augen verloren sich in dem hektischen Treiben.

Rote Trikots.

Blaue Trikots.

Ball hier, Ball da.

Jubel.

Schnitt.

Einwurf.

Wieder Ball.

Und Tore.

Viele Tore.

Es war wie ein Gewitter aus Bewegung, Stimmen und Werbebannern.

1:0. 2:0. 4:0. 6:0. 8:0.

Die Pfleger johlten. Milla klatschte. Ein anderer Patient im Flur rief: »Lewandowski ist ein Gott!«

Nawalny saß da wie ein Blinder vor der Mona Lisa.

Er wandte sich ab. Die Geräusche hallten trotzdem nach. Kommentatorenstimmen schrien sich gegenseitig an, als ginge es um Leben und Tod.

War das spannend?

War das Freude?

Er sah auf seine Hände. Starrte auf den Notizblock. FKUC.

Dann trat jemand ein. Groß, schwarze Haare, Vollbart.

»Leonid«, sagte Nawalny leise.

Leonid Wolkow, sein alter Weggefährte, trat ans Bett.

Wolkow war der Architekt im Hintergrund, der Strategie, der die Fäden zog, während andere im Rampenlicht standen. Als politischer Direktor der Antikorruptionsstiftung FBK und langjähriger Stabschef von Nawalny organisierte er Proteste, plante Kampagnen und leitete Wahlkämpfe.

Und hatte dabei gelernt, dass in Putins Russland jede Entscheidung ein Risiko war.

Geboren 1980 am Rand des Uralgebirges, trug Wolkow die Aura eines Mathematikers, der früh gelernt hatte, dass in Russland die Gleichungen selten aufgingen. Sein Weg führte ihn aus dem postsowjetischen Jekaterinburg in die digitale Avantgarde der russischen Opposition. Wolkow war ein Kind der 90er, geprägt vom Zerfall, von der Hoffnung auf Wandel und dem schnellen Umschlagen dieser Hoffnung in Ernüchterung.

Er wurde zum Abgeordneten im russischen Parlament, als andere noch zögerten, und zum Dissidenten, als andere längst aufgegeben hatten.

In seinem Blick lag eine Mischung aus Ironie und Melancholie. Der Blick eines Menschen, der wusste,

dass Hoffnung in seinem Land immer auch eine Form des Widerstandes war.

In den Tagen nach dem Giftanschlag auf Nawalny war Wolkow der Fels in der Brandung. Er aktivierte aus dem Exil in Litauen Netzwerke, informierte Journalisten und organisierte internationale Unterstützung. Während draußen die Welt den Atem anhielt, saß Wolkow am Laptop, die Stirn in Falten und tippte Nachrichten, die Leben retten konnten.

Er war kein Revolutionär aus Leidenschaft, sondern aus Logik. Seine Loyalität zu Nawalny war unerschütterlich, sein Glaube an eine andere Zukunft für Russland rational und trotzig zugleich. Wenn Wolkow sprach, klang darin immer die Gewissheit, dass Geschichte nicht von Helden, sondern von Beharrlichkeit gemacht wurde.

»Sie lassen dich Fußball gucken?«, fragte er skeptisch.

»Milla sagt, es lenkt ab.«

Wolkow sah zum Fernseher. »Bayern gegen Schalke?«

»Acht. Null. Glaube ich.«

Wolkow verzog das Gesicht.

»Weiß sie, dass du Fußball hasst?«

Nawalny grinste schwach. »Sag's ihr nicht. Sie meint es gut.«

Er blieb stehen, verschränkte die Arme und musterte den Fernseher, auf dem gerade das achte Tor in Zeitlupe lief.

Dann sah er zu Schwester Milla und sagte trocken:

»Warum lassen Sie ihn Fußball schauen? Er hasst es.«

Ein kurzer Blick. Milla griff zur Fernbedienung, drückte wortlos auf »Off«.

Der Bildschirm wurde schwarz.

Nawalny seufzte tief und lehnte sich zurück ins Kissen.

Das Summen des Fernsehers verklang.

Dann kam das Flimmern. Die Schatten. Und wieder: die Stimmen aus der Tiefe seiner Halluzinationen.

Es war ein Morgen wie gemalt. Das Licht streichelte die Fensterscheiben. Vögel sangen ihr Morgenlied auf den Fensterbänken. Alles war friedlich. Alles war leise. Und in Nawalnys Kopf toste der Sturm.

Er hatte kaum geschlafen. Wenn überhaupt. Kaum, dass er zwischen Schlauch, Tropf, Nadel und Katheter noch wusste, was Traum war und was Wirklichkeit. Die Medikamente warfen ihn von Ufer zu Ufer.

Mal lag er schwer wie Blei auf dem Bett, unfähig auch nur den Finger zu bewegen. Dann wieder flog er durch weiße Flure.

Sein Hirn arbeitete im Takt der Maschinen, aber das Herz marschierte im eigenen Rhythmus.

Da war der Plan.

Immer der Plan.

Raus hier.

Zurück ins Spiel.

Einmal stand er auf einer Bühne. Riesig, in einem Stadion, Menschenmassen, Rufe. Er hob die Faust, wollte

sprechen, aber statt Worten kam nur ein langer, nasser Husten.

Dann war er wieder im Bett.

Atmend. Lebendig. Wütend.

Er war fest davon überzeugt, dass man ihn festhielt. Nicht nur im übertragenen Sinne. Er dachte, sie wollten ihn hier begraben. In einem Bett mit nummerierten Laken und deutschsprachigen Pflegern.

Es war Mittag, als Schwester Mila mit einem Tablett erschien.

Wasser, Medikamente, ein hellblaues Notizbuch.

»Guten Morgen, Herr Nawalny.«

»Bin ich im Knast?«

»Sie sind in Berlin. In der Charité. Das ist ein Krankenhaus. Und Sie sind sicher.«

»Sagt wer?«

»Sagt die Frau, die Ihnen gerade Wasser bringt.«

Er trank. Dann stellte er das Glas zurück.

Wartete, bis sie hinausging.

Sein Blick glitt zur Infusionsnadel. Dann zur Kanüle. Dann zu dem Katheterbeutel, der an der Seite des Betts hing wie eine zynische Erinnerung an seine eigene Schwäche.

Er zählte bis drei.

Und riss alles ab.

Die Schmerzen waren wie Strom, der seinen Körper durchfuhr. Brennend, zischend, schneidend.

Er keuchte.

Aber er stand auf.

Blut tropfte vom Handrücken. Seine Beine waren Gummi. Aber sie trugen ihn. Ein Schritt. Zwei. Der dritte endete am Boden.

Das Piepen der Maschinen eskalierte.

Rote Lichter flackerten. Sekunden später stürmten zwei Pfleger und ein Arzt ins Zimmer.

»Was zur Hölle?!«

»Er hat alles rausgerissen!«

»Zurück ins Bett!«

Nawalny schrie.

Irgendetwas auf Russisch. Etwas über Verräter.

Über Männer in Anzügen.

Über die Charité als neue Lubyanka.

Sie hielten ihn fest. Setzten eine Sedierung. Seine Welt wurde schwarz.

Stunden später wachte er auf. Fühlte sich, als hätte man ihm das Hirn in Formalin eingelegt. Seine Arme waren jetzt fixiert. Die Schienen schützten ihn vor sich selbst.

Ein neuer Arzt kam. Jünger. Glattrasiert. Besorgt.

»Herr Nawalny, Sie hatten einen Anfall.«

»Ich bin ein Gefangener.«

Der Arzt seufzte. »Sie sind ein Patient. Und Sie sind auf dem Weg der Besserung. Aber Sie brauchen Zeit.«

Nawalny schloss die Augen. Sprach nicht mehr. Die Halluzinationen kamen wieder. Diesmal war es ein Tunnel. Ein endloser Tunnel. Und am Ende: das Gesicht Putins.

Er schrie im Schlaf. Das Personal musste eingreifen.
Wieder Sedierung.

Er wachte auf und starrte sinnlos an die Decke.

Eine Krankenschwester kam herein.

Kam ihm irgendwie bekannt vor.

Sprach leise. Charmant. Fragte nach einem Buch. Als sie sich umdrehte, löste er das Klettband der Armschiene.

Diesmal war er fast an der Tür. Barfuß. Torkelnd. Ein Gespenst mit Schorf auf den Handgelenken.

»Herr Nawalny!«

Sie fingen ihn ab, bevor er den Flur erreichte. Ein Patient in Zimmer 314 applaudierte.

Mehr Sedierung.

Mehr Fixierung.

Mehr Gespräche mit Psychologen.

Wolkow kam. Sah ihn an.

»Bruder, du musst durchhalten. Nur noch ein bisschen. Dann bist du frei.«

Nawalny flüsterte: »Ich bin nicht gemacht für Gefängnisse.«

»Aber du bist gemacht für den Kampf.«

Neuer Versuch. Diesmal mit einem Löffel, den er sich unter das Kissen geschmuggelt hatte. Er wollte die Scharniere am Fenster manipulieren. Die Idee war gut. Die Ausführung miserabel.

Er brach sich fast das Handgelenk. Und wurde erwischt.

Der Chefarzt kam. Mit zwei Sicherheitsmännern.

»Herr Nawalny. Wenn das so weitergeht, müssen wir Sie auf eine geschlossene Station verlegen.«

Er lachte. Hart. Trocken.

»Sie meinen, es geht noch *geschlossener* als das hier?«

»Ja das geht. Wollen Sie das?«

Nawalny drehte sich weg und starrte das Fenster an.

Julija kam und setzte sich ans Bett. Nahm seine Hand.

»Sie sagen, du willst fliehen.«

»Ich will handeln.«

»Dann leb. Bleib hier. Heil dich. Wir brauchen dich. Nicht deinen Kadaver.«

Das traf. Scharf und tief. Wie ein Skalpell.

In der Nacht lag er wach. Sah den Mond über dem Klinikdach. Und dachte zum ersten Mal seit Wochen nicht an Flucht.

Sondern an Heimkehr.

Es begann mit dem Löffel. Einem einfachen, verchromten Löffel. Und einer vollen Tasse Wasser.

Die Physiotherapeutin stand vor ihm. Ruhig, fest, unerbittlich.

»Sieben Löffel Wasser in die leere Tasse. Ohne zu verschütten.«

Seine Hand hob sich zitternd. Der erste Löffel vibrierte wie ein Seismograph. Tropfen tanzten über den Rand, fielen auf das sterile Weiß des Tischtuchs. Der zweite Löffel. Fast ganz. Dann der dritte. Leer.

Beim vierten flog der Löffel zu Boden.

Schweiß trat ihm auf die Stirn. Seine Brust hob und senkte sich in kleinen, stoßhaften Atemzügen. Als wäre er eine Treibboje in rauer See.

Er machte weiter. Zähne zusammengebissen, Blick starr auf die Tasse gerichtet. Sieben Löffel. Dann noch sieben.

Und wieder. Und wieder.

Ein kühler Lichtstreifen durchbrach das Milchglasfenster, traf Nawalnys Gesicht und zeichnete Linien auf seine Stirn wie ein Prisma für das, was noch kommen sollte.

Julija war an seiner Seite. Nicht mehr mit dem stählernen Blick der letzten Wochen, sondern mit einem Ausdruck von tiefer Müdigkeit. Die Augen gerötet, aber wach. Leonid Wolkow stand am Fußende des Bettes, die Hände in den Hosentaschen vergraben, die Schultern zu hoch, die Stirn zu tief. Es war kein Besuch. Es war eine Beichte.

»Du hast uns verdammt viel Angst gemacht«, sagte Julija leise und strich ihm mit den Fingern über die Hand. »Zehn Tage. Koma. Und davor ...«

Sie brach ab. Sah zu Leonid.

Er übernahm. »Alexej, du wurdest vergiftet.«

Stille.

Die Worte hingen in der Luft wie Rauch. Dünn, aber beißend.

Nawalny blinzelte. »Ich weiß. Ich hab's geträumt.«

»Nein. Kein Traum. Nowitschok.«

Sein Herz stolperte. Kurz. Dann fing es sich wieder.
»Der Tee. Am Flughafen.«

Julija nickte. »Du hast ihn ausgetrunken. Dann kam der Flug. Dann das ...«

Er erinnerte sich. Bruchstücke. Die Frau, die ihm den Tee gebracht hatte. Der metallische Geschmack. Das Brennen in der Brust. Das Zittern. Die Panik der Flugbegleiter.

»Sie wollten, dass du stirbst, Alexej. Und zwar in Russland.«

Wolkow trat einen Schritt näher. Seine Stimme klang gepresst. »Hätte die Crew nicht so schnell reagiert, wärest Du jetzt wahrscheinlich tot.«

Nawalny versuchte, sich aufzurichten. Schaffte es nicht. Julija half ihm mit einem Kissen. Der Schmerz fuhr wie ein glühender Pfeil durch seinen Rücken.

»Die Ärzte dort sagten, du hättest nur eine Stoffwechselstörung.«

Er schnaubte. »Ich wette, Putin hat sie persönlich angerufen.«

»Kann sein. Der Chefarzt war Mitglied von ›Einiges Russland‹. Und dann tauchten Männer auf, die eindeutig vom FSB waren. Sie riegelten die Station ab. Keine Infos, keine Besuche. Nicht mal Julija durfte zu dir.«

Julija holte tief Luft. »Ich musste einen Kurier mit unserer Heiratsurkunde aus Moskau kommen lassen. Als wäre ich eine Fremde.«

Nawalny schloss die Augen. »Sie wollten Zeit, um die Spuren zu vernichten.«

Wolkow beugte sich vor. »Die Deutschen kamen mit einem Ambulanzflieger und zwei Ärzten. Erst wollten die Russen sie nicht mal zu dir lassen. Dann hieß es: Du bist nicht transportfähig. Sie wussten, was los war. Das war kein medizinischer Streit. Das war Geiselhaft. Die haben es rausgezögert, bis zur letzten Minute«, ergänzte Wolkow.

Nawalny lag reglos da, die Worte seiner Frau und Leonid hallten in ihm nach wie entfernte Explosionen. Nowitschok.

Fast tot.

Die Kälte dieses Wissens kroch ihm über die Haut wie Frost unter die Decke.

Sein Herz pochte langsamer, aber schwerer.

Nicht aus Angst.

Sondern aus der Erkenntnis, wie nah der Abgrund wirklich gewesen war.

Sie wollten ihn löschen wie ein überflüssige Fußnote in einem schlechten Text.

Aber Julija hatte nicht aufgegeben. Hatte geschrien, gekämpft, sich durch Sicherheitskräfte, Bürokraten und Ärzte gebrannt wie eine Fackel durch alte Spinnweben. Und sein Team, diese verfluchten Idealisten, hatten an ihn geglaubt, als sein Körper schon längst aufgegeben hatte.

Er hätte tot sein müssen.

Ein Name auf einem Mahnmal.

Doch er war noch hier.

Und während sein Körper sich mühsam neu zusammensetzte, schärfte sich sein Geist.

Sie hatten ihn nicht zerstört.

Im Gegenteil.

Sie hatten ihn neu geschmiedet.

Sein Blick wanderte zur Decke. Und in dieser grauen Fläche, in den Rissen des Putzes, erkannte er plötzlich etwas: eine Linie, einen Weg, eine Richtung.

Der Schmerz in seinem Körper war nichts gegen das Gewicht in seinem Brustkorb.

»Jetzt erst recht«, dachte er.

Eine Erinnerung schlich sich aus dem Nebel an ihn heran. Ganz leise und unscheinbar.

Warum war er überhaupt geflogen? Er wollte irgendwohin? Da war ein Gedanke. Ganz klar und deutlich vor ihm. Er griff danach.

Dann sagte er: »Und die Wahlen?«

Ein Lächeln erschien auf Wolkows Gesicht. Schnell. Aber echt.

»Neunzehn von siebenundzwanzig Wahlkreisen haben wir geholt. Deine Strategie hat funktioniert. Die Leute haben klug gewählt. Nicht für uns. Aber gegen Putin.«

Julija stellte ein Tablet vor ihm auf. »Hier. Die Ergebnisse. Und die Gesichter.«

Sie zeigten ihm Bilder. Junge Frauen mit Siegerlächeln. Alte Männer mit Tränen in den Augen. Büros

voller Klappstühle und zerfledderter Plakate. Aber sie hatten gewonnen.

Im September 2020 fanden in den sibirischen Großstädten Tomsk und Nowosibirsk bedeutende Kommunal- und Regionalwahlen statt, die als Stimmungstest für die russische Politik galten und durch die Erfolge oppositioneller Kandidaten besondere Aufmerksamkeit erhielten.

Die Regierungspartei »Einiges Russland« verlor erstmals seit vielen Jahren die Mehrheit im Stadtrat von Tomsk. Sie kam auf nur noch 24,47 % der Stimmen und erhielt 11 von 37 Sitzen.

Zwei enge Mitarbeiter von Alexej Nawalny, Xenia Fadejewa und Andrej Fatejew, zogen als unabhängige Kandidaten in den Stadtrat ein.

Auch andere Parteien wie die »Kommunistische Partei« und die neue Partei »Neue Leute« erzielten Achtungserfolge, sodass das Parlament deutlich vielfältiger wurde.

Auch in Nowosibirsk, der drittgrößten Stadt Russlands, verlor Putins »Einiges Russland« Sitze im Stadtrat.

Die oppositionelle »Koalition Nowosibirsk 2020«, angeführt von Sergej Bojko, konnte mehrere Mandate erringen.

Insgesamt zogen fünf oppositionelle Kandidaten, darunter Bojko selbst, in das Stadtparlament ein.

Die Wahl war von Berichten über Manipulationen und Unregelmäßigkeiten begleitet, dennoch wurde das

Abschneiden der Opposition als bedeutender Erfolg gewertet.

Und als Sieg der Strategie für Nawalnys Team.

Beide Städte galten als Testfall für das von Nawalny initiierte *Smart Voting*-Konzept, bei dem gezielt für die aussichtsreichsten Oppositionskandidaten gestimmt wurde, um die Kremlpartei zu schwächen.

Diese Wahlergebnisse zeigten, dass auch unter schwierigen Bedingungen oppositionelle Kräfte in russischen Großstädten Achtungserfolge erzielen konnten.

»Und was macht der Kreml?«, fragte Nawalny und blickte lächelnd von den Ergebnissen auf.

»Sie fürchten uns mehr den je.«

»Und ihr?«

»Wir machen weiter. Jeden Tag. Auch ohne dich. Aber besser mit dir.«

Er legte die Hand auf Julijas. »Ich war fast weg.«

»Aber du bist wieder da.«

»Nicht ganz.«

Wolkow grinste. »Dann arbeite dran. Wir brauchen dich.«

Draußen war Berlin in Gold getaucht.

Der September zeigte sich von seiner versöhnlichsten Seite.

Als wolle er das Leid in den Klinikwänden durch Licht besänftigen. Die Sonne hing warm und tief über

der Stadt, wie ein letzter, milder Gedanke des Sommers, der sich nicht mit dem Abschied abfinden wollte.

Die Kastanien warfen ihre ersten glänzenden Früchte, das Laub färbte sich langsam bernsteinfarben, aber der Himmel blieb wolkenlos.

Ein Versprechen auf Neubeginn, nicht auf Verfall.

Ein Wetter wie gemacht für Aufbruch.

Für Hoffnung, die sich nicht länger nur an das Überleben klammerte, sondern sich zu strecken begann. Wieder Haltung annahm.

In der Charité, hinter Fenstern, die das Licht wie flüssiges Gold in das Zimmer warfen, summten die Maschinen. Das Krankenhaus arbeitete, ruhig und effizient wie ein unsichtbares Herz. Blutdruck, Laborwerte, Umläufe. Alles rauschte im Hintergrund, während in einem dieser Zimmer die Welt neu vermessen wurde.

Nawalny war immer noch bleich im Gesicht, aber wach. Neben ihm saß Julija und ihr Blick glühte klarer als jede Sonne.

Wolkow sprach leise aber präziser denn je.

Die drei lehnten sich über einen Tisch, der viel zu klinisch war für das, was hier entstand.

Ein Plan.

Keine Reaktion.

Kein Aufräumen.

Sondern Angriff.

Eine neue Erzählung.

Für Russland.

Für Gerechtigkeit.

Für ein Land, das immer wieder die Kraft finden musste, sich selbst zurückzuerobern.

Nawalny hörte zu.

Fragte.

Dachte nach. Versuchte alles zu sortieren.

Seine Stimme war noch brüchig, aber sein Verstand kehrte für diese Momente zurück und wurde langsam zum alten, scharfen Schwert.

Bereit alle Widerstände zu durchbrechen.

Bereit alle Fesseln zu durchschneiden.

Bereit sich mit einem Hurra auf den Lippen in die Schlacht gegen eine feindliche Übermacht zu stürzen.

Julija hielt seine Hand. Sie hatte ihn hierher getragen, mit der Kraft einer Liebe, die keine politischen Systeme verstand, sondern nur das Leben.

Wolkow präsentierte Daten, Namen und Termine, als wäre er der Schattenminister eines anderen, zukünftigen Staates.

Und draußen, draußen schien die Sonne weiter, als hätte sie genau auf diesen Moment gewartet.

Ein Spätsommertag wie aus der Erinnerung eines besseren Lebens. Und inmitten dieses leuchtenden Zwischenraums zwischen Überleben und Weitergehen, war da etwas, das sich nicht mehr zurückhalten ließ.

Ein Erwachen. Ein Aufbruch.

Und dieses Mal würde der Gegner nicht wissen, was ihn traf.

»Sie haben mich nicht gekriegt«, murmelte Nawalny eines Morgens, während er mit zittrigen Fingern versuchte, sein Smartphone zu entsperren.

»Noch nicht«, antwortete Kira Jarmysch trocken. Sie saß ihm gegenüber, aufrecht wie ein Offizier.»Was meinst du?«, fragte Nawalny müde.

»Ich meine, dass wir den Spieß umdrehen müssen. Wir haben alles zusammen mit *Bellingcat* recherchiert. Namen. Gesichter. Und Telefonnummern.«

Nawalny blinzelte. »Du willst einen von denen anrufen?«

Kira nickte.

»Ich will, dass du es tust.«

Die Welt verengte sich auf Edelstahl, Wasser und Muskeln, die sich anfühlten, als hätte man sie in Säure gebadet.

Dann das Stehen. Zwei Arme, zwei Krücken, zwei Beine, die nicht mehr ihm gehörten.

Er taumelte. Riss sich zusammen. Jeder Schritt ein Krieg. Eine Schlacht zwischen Wille und Schmerz.

Die Therapeutin ließ keine Gnade gelten. Sie war nicht da, um zu trösten. Sie war da, um ihn zurückzuholen.

Er lernte, eine Münze aufzuheben.

Einen Ball zu fangen.

Hundert Mal.

Sich auf den Boden zu legen.

Und wieder aufzustehen.

Wie ein Soldat, der auf die Trillerpfeife wartet, die zum Angriff ruft.

Hinlegen.

Aufstehen.

Es war, als würde er sich selbst aus einem Grab schälen.

Jede Bewegung ein Aufschrei.

Jeder Fortschritt ein Tropfen Hoffnung.

Sein Körper war ein Trümmerfeld.

Aber in seinem Kopf wuchs wieder etwas.

Kein Baum.

Noch kein Gebäude.

Aber ein Licht.

Weit hinten.

Ein Wort.

Ein Versprechen.

Rückkehr.

Es war einer dieser spätsommerlichen Tage, an denen selbst die Sonne den Atem anhielt. Goldene Strahlen legten sich wie warme Tücher auf das Klinikgelände. Vögel stachen durch die Luft wie in Zeitlupe und der Geruch von frisch gemähtem Rasen mischte sich mit dem Duft nach Seife und Desinfektionsmittel. Ein Tag, der sich nicht entscheiden konnte, ob er Leichtigkeit oder Schwere verströmen wollte.

Nawalny lag im Bett, das Fenster halb offen, der Vorhang flackerte leise im Wind. Er hatte versucht zu schlafen, war aber wach. Irgendetwas vibrierte unter

seiner Haut. Ein unruhiges Echo, das sich in seinem Brustkorb festgesetzt hatte.

Dann öffnete sich die Tür. Zuerst trat Julija ein. In der Hand ein Strauß kleiner Sonnenblumen, in der anderen ihre Handtasche, unter dem Arm ein dicker Umschlag. Sie lächelte, aber es war ein Lächeln, das gegen Tränen kämpfte.

Hinter ihr zwei Kinder. Ein Mädchen und ein Junge. Er erkannte sie sofort trotz ihrer blauen Gesichtsmasken. Dascha. Sachar.

Nawalny spürte, wie ihm das Herz verrutschte. Für einen Moment vergaß er die Schläuche, die Nadeln, die Schmerzen. Die Luft schien zu flimmern.

Dascha war gewachsen. Länger, ernster, mit der geraden Haltung ihrer Mutter. Sachar wirkte unsicher, als würde er nicht wissen, ob er lachen oder weinen sollte. Beide blieben kurz im Türrahmen stehen, als würden sie ihn nicht wiedererkennen. Als wäre er ein Bild, das sich verändert hatte.

Dann geschah es: Dascha machte einen Schritt nach vorn, um ihn zu umarmen.

»Nicht!«, sagte Julija hastig.

Zu spät. Dascha war stehen geblieben, einen halben Meter vom Bett entfernt. Zwischen ihr und ihrem Vater: Schläuche, Monitore, Drähte. Ein fremder Körper aus Technik, in dem der Mann steckte, den sie einst kannte.

Sie lachten alle drei, nervös. Fast wie einstudiert. Dann streckte Nawalny die Hand aus. Dascha nahm sie, vorsichtig, wie man ein Vogeljunges berührt.

Sachar stellte sich ans andere Ende des Bettes und winkte verlegen.

Julija nahm einen Stuhl, setzte sich neben ihn. Sie nahm seine andere Hand. Ihre Finger waren warm.

»Ihr seid gekommen«, flüsterte er.

»Natürlich«, sagte Julija. »Sie haben auf diesen Moment so lange gewartet.«

»Ich auch.«

Die Kinder setzten sich. Es war still im Raum, bis auf das beständige Piepen des Monitors. Nawalny betrachtete ihre Gesichter, jedes Detail. Die hellen Wimpern seines Sohnes. Die Art, wie Dascha ihre Hände übereinanderlegte. Es war, als wären sie Statuen in einem Museum, das nur er betreten durfte.

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Wie erklärt man einem Kind, dass man fast gestorben wäre? Wie beschreibt man Gift, politische Intrigen und einen komatösen Zustand am Rande des Wahnsinns?

Also sagte er nichts. Er schaute. Speicherte.

Julija holte Fotos aus dem Umschlag. Urlaubsbilder. Schulprojekte. Ein gemaltes Bild von Sachar.

Niemand in der Welt, nicht einmal Putin, konnte ihm das jetzt nehmen.

Dieses Bild.

Diese Kinder.

Diesen Moment.

Die Stunden vergingen wie in Honig gegossen. Sie erzählten ihm von der Schule, von den Nachbarn, von

ihrer Welt. Und während sie redeten, wurde das Leben langsam wieder zu etwas, das sich lebendig anfühlte.

Einmal versuchte Nawalny, sich aufzurichten. Es ging nicht. Die Schläuche hielten ihn zurück. Julija bemerkte es, sagte nichts. Legte nur ihre Hand auf seine Brust.

Als die Sonne langsam tiefer sank und der Himmel sich in warmes Bernstein tauchte, standen Dascha und Sachar auf. Es war Zeit zu gehen.

Julija beugte sich zu ihm, küsste ihn auf die Stirn. Die Kinder winkten. Dann blieben sie kurz in der Tür stehen.

»Du wirst wieder gesund. Ich glaube an Dich«, sagte Sachar noch einmal.

Dann waren sie weg.

Nawalny lag da. Die Decke bis zur Brust. Die Tränen liefen. Nicht vor Schmerz. Nicht vor Wut. Sondern weil er wusste, dass er zurückkommen musste.

Für sie.

Für alles, was noch kommen würde.

Später am Abend postete er bei Instagram ein Bild mit Julija und den Kids. Das erste Bild seit er von der Bildfläche verschwunden war.

Hi, hier ist Navalny. Ich vermisse euch. Ich weiß immer noch nicht wie ich was machen soll, aber gestern konnte ich den ganzen Tag alleine atmen. Ganz alleine. Keine Hilfe von außen, ich habe nicht mal das einfachste Ventil im Hals

benutzt. Das hat mir sehr gefallen. Ein erstaunlicher Prozess, der von vielen unterschätzt wird. Ich empfehle es.

Es wurde Zeit wieder aufzutauchen.

23. September 2020 – Berlin, Charité

Der Tag begann mit einem Schleier aus Nieselregen über Berlin. Die Luft war kühl und das Pflaster glänzte feucht vor den Fenstern der Charité.

Nawalny stand am Fenster seines Zimmers und beobachtete die Tropfen an der Scheibe. Er trug Jeans, ein T-Shirt und eine Joggingjacke, die zu groß war. Es war das erste Mal seit Wochen, dass er wieder echte Kleidung trug.

Auf dem Stuhl lag seine gepackte Tasche. Der Entlassungstermin war für 15:00 Uhr angesetzt. Alles war vorbereitet. Die Papiere unterschrieben, der Bericht erstellt, die Medikamente für die ersten Tage in Freiheit in einer Plastiktüte verstaut. Und doch war da etwas. Eine Unruhe, die sich nicht erklären ließ.

Um 14:55 Uhr kam eine Schwester herein. Sie war neu. Jünger als die anderen. Sie trat leise auf ihn zu.

»Herr Nawalny. Ihr Arzt bittet Sie, noch etwas zu warten. Bis 18:00 Uhr.«

»Gibt es ein Problem?«

»Nein. Er möchte Sie nur noch einmal sehen.«

Er nickte. Widerwillig. Noch drei Stunden.

Er setzte sich zurück aufs Bett.

Las nicht.

Hörte keine Musik.

Saß einfach nur da, wie ein Passagier, der auf den letzten Aufruf wartet.

Kurz vor 18:00 Uhr wurde es still im Flur.

Dann Schritte.

Die Tür öffnete sich.

Zuerst trat sein Arzt ein. Hinter ihm eine Frau, die Nawalny sofort erkannte und für einen Moment nicht glauben konnte, was er sah.

Angela Merkel.

Die Bundeskanzlerin war kleiner, als er sie sich vorgestellt hatte.

Sie trug einen blauen Blazer eine schwarze Hose und flache Schuhe. Kein Pomp. Keine Eskorte. Nur sie.

»Guten Abend, Herr Nawalny.«

Er versuchte aufzustehen, aber der Arzt hob die Hand. »Bleiben Sie sitzen.«

Sie lächelte. Kam auf ihn zu. Reichte ihm die Hand. Er ergriff sie vorsichtig.

»Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, dass ich unangekündigt bin.«

»Ich bin ... sprachlos. Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Ich wollte Sie sehen, bevor Sie gehen. Das ist alles.«

Sie setzten sich. Der Arzt verließ leise den Raum. Die Tür fiel sanft ins Schloss.

»Ich weiß, was Sie für mich getan haben«, sagte Nawalny. »Ohne Sie wäre ich wahrscheinlich tot.«

Sie winkte ab. »Es war eine Entscheidung, die getroffen werden musste. Es war nicht leicht, aber ich wusste, es ist richtig.«

»Putin war nicht begeistert, nehme ich an.«

»Ich habe ihm gesagt: Wenn dieser Mann stirbt, stirbt etwas in unseren Beziehungen, das wir nie zurückholen können.«

Nawalny schwieg. Er sah sie an, suchte nach Worten. Sie schüttelte den Kopf. »Keine Dankesrede. Dafür bin ich nicht hier.«

Stattdessen redeten sie über Russland. Über die bevorstehenden Wahlen. Über das *Smart Voting*, die seine Organisation vorangetrieben hatte. Über Tomsch. Nowosibirsk. Neunzehn Sitze. Ein Durchbruch.

Merkel kannte die Details. Namen. Zahlen. Zusammenhänge. Sie sprach nicht wie eine Diplomatin. Sie sprach wie jemand, der sich wirklich interessierte.

Die Zeit verging wie im Flug. Draußen wurde es dunkel. Im Zimmer brannte nur eine kleine Lampe. Schließlich stand sie auf.

»Sie haben große Pläne.«

»Ich will zurück nach Moskau. So schnell wie möglich.«

Sie sah ihn prüfend an. Mit einer Mischung aus Respekt und Sorge. »Es gibt keinen Grund zur Eile.«

»Doch. Für mich schon.«

Sie trat einen Schritt zurück. Reichte ihm noch einmal die Hand.

»Dann passen Sie auf sich auf.«

»Danke. Für alles.«

Sie nickte, drehte sich um und ging.

Nawalny blieb zurück. Allein. Und doch nicht mehr derselbe.

Er war nicht nur entlassen worden.
Er war bestätigt worden.
In seinem Kampf.
In seinem Mut. Und in seiner Rückkehr.
Draußen war der Himmel längst schwarz.
Aber in seinem Kopf explodierte gerade ein Feuerwerk.

Oktober 2020 – Ibach, Schwarzwald

Der Weg zum Koppel führte bergab, durch einen Fichtenwald, dessen Nadeln das Licht des frühen Nachmittags in schmale, schräge Streifen zerlegten, die auf dem feuchten Waldboden lagen wie hingeworfen, gleichgültig und schön.

Alexej Nawalny ging langsam, nicht weil er musste, sondern weil er gelernt hatte, langsam zu gehen. In den letzten Wochen hat er angefangen, auf seinen Körper zu hören. Und dieser teilte ihm mit, was er konnte und was noch nicht. Seine linke Hand hielt eine kleine Plastiktüte, in der Äpfel lagen, vier Stück, und Karotten, die Julija am Morgen in dem kleinen Supermarkt im Dorf gekauft hatte.

Julija ging auf dem schmalen Waldweg, wo das nebeneinander Gehen bedeutete, dass man gelegentlich die Schultern berührte.

Es roch nach Harz und nassem Holz. Nichts erinnerte an Omsk, an Krankenhäuser, an die weißen Decken einer Berliner Intensivstation, die er drei Wochen lang angestarrt hatte.

Das Pony stand wie immer an der hölzernen Koppelstange. Es war ein kleines, kompaktes Tier mit einem Fell von der Farbe getrockneten Grases und einem Ausdruck, der Erwartung und Gleichgültigkeit gleichermaßen ausdrückte. Der Esel stand einige

Schritte dahinter, mit den langen Ohren, die er in verschiedene Richtungen drehte.

Julija zog eine Karotte aus der Tüte und hielt sie dem Pony hin. Das Pony nahm sie mit einer Sorgfalt, die fast höflich wirkte. Nawalny lehnte gegen den Zaunpfahl und sah zu, die Hände in den Jackentaschen. Er sah einfach zu, wie seine Frau einem Pony eine Karotte gab, in einem deutschen Dorf, das keiner seiner Unterstützer auf einer Karte gefunden hätte.

Er nahm einen Apfel aus der Tüte und trat zu dem Esel, der ihn mit einem langen, würdevollen Blick empfang. Nawalny hielt den Apfel hin, und der Esel nahm ihn, langsam und gründlich. Nawalny blieb stehen, die leere Hand noch ausgestreckt.

Er spürte die Wärme des Tieres, den warmen Atem auf seinen Fingern und dachte, dass es seltsam war, wie der Körper auf solche Momente reagierte. Er entspannte sich. Die Muskeln ließen los, bloß weil ein Tier einen Apfel aus seiner Hand nahm und die Welt für diese Sekunde keine anderen Forderungen stellte.

»Er mag dich«, sagte Julija, ohne sich umzudrehen.

»Alle mögen mich«, sagte Nawalny. »Außer einer bekannten Ausnahme.«

Sie lachte, kurz und echt.

Der Wald rauschte. Das Pony schnaubte. Der Esel wandte sich ab mit der souveränen Gleichgültigkeit eines Tieres, das keine Erklärungen schuldet.

Nawalny sah ihm nach und dachte, dass er morgen mehr Äpfel mitbringen würde.

November 2020 – Ibach, Schwarzwald

Er begann mit drei Orangen, weil Orangen billiger waren als Jonglierbälle und weil Julija gesagt hatte, dass sie die Orangen hinterher noch essen könnten, was ein Argument war, das er nicht entkräften konnte. Der Physiotherapeut in Berlin hatte Koordinationsübungen empfohlen. Jonglieren mit Orangen erschien für Nawalny eine legitime Interpretation dieser Empfehlung zu sein. Das war zumindest eine Sache, die er in seinem Zustand kontrollieren konnte. Mit Orangen jonglieren. Alles andere war eine Wanderung auf einer wackligen Brücke über einem reißenden Fluss.

Immer wieder erschien vor seinem Auge die Szene von »Indiana Jones und der Tempel des Todes«, wo Harrison Ford (aka Indiana Jones) auf der Flucht vor den Kultisten des Gottes Shiva auf einer Brücke feststeckt. Unter sich ein reißender Fluss mit Krokodilen und von beiden Seiten der Brücke kommen Feinde, die ihn und seine Begleiter mit riesigen Macheten in Stücke hacken möchten. Der einzige Ausweg: die Seile der Brücke in Stücke schneiden und die Brücke abstürzen lassen.

Und hoffen, dass man irgendwie überlebt.

Er stand im Wintergarten des gemieteten Hauses und ließ die erste Orange fallen. Dann die Zweite. Dann die Dritte. Er hob sie auf, stellte sich neu hin, begann wieder. Seine linke Hand reagierte eine Viertelsekunde

später als die rechte, eine Verzögerung, die das Nowitschok hinterlassen hatte wie eine Unterschrift. Ein Beweis seiner Anwesenheit in einem Nervensystem, das sich weigerte, ihn vollständig zu vergessen. Diese Viertelsekunde ärgerte ihn auf eine produktive Art. es war die Art von Ärger, der keine Energie verschwendete, sondern sie bündelte. Er übte täglich, zweimal, morgens und nachmittags. Wenn es trocken war im Garten. Wenn es regnete im Wintergarten.

Julija sah gelegentlich aus dem Fenster und sagte nichts, weil sie wusste, dass er in diesen Momenten keine Kommentare brauchte, sondern Raum.

Nach zehn Tagen hielt er alle drei Orangen vier Sekunden in der Luft.

Christo Grozev kam an einem Dienstagabend, mit einem Taxi vom Bahnhof. Seine Laptop tasche war vollgestopft mit Equipment für die kommenden Tage. Er hatte in den letzten Wochen sehr wenig geschlafen, hatte sich aber endgültig entschieden, das als normalen Betriebszustand zu akzeptieren. Sie setzten sich an den Küchentisch. Grozev mit seinem Laptop, Nawalny mit einem Notizblock bewaffnet. Beiden war klar, dass die Aufgabe, die vor ihnen lag, gewaltig war.

Die Recherchen von *Bellingcat*, dem Spiegel, El País und CNN lagen vor ihnen wie die Teile eines Puzzles. Das Gesamtbild war noch nicht erkennbar und die Frage war nicht mehr ob, sondern wie und wann und

in welcher Reihenfolge, sie es zusammensetzen würden.

Sie redeten über Timing, über Koordination, über die Logik der öffentlichen Wirkung, die eigene Gesetze hatte. Grozew war präzise, Nawalny war schnell. Wenn sie unterschiedlicher Meinung waren, was mehrfach vorkam, hielten sie sich nicht lange damit auf, weil keiner von Ihnen Meinungsverschiedenheiten länger pflegte als notwendig.

Irgendwann spät am Abend, als Julija Tee gebracht und sich diskret zurückgezogen hatte, sagte Grozew: »Wir haben einen der Männer gefunden, der dabei war. Wir haben seine Nummer.«

Nawalny sah ihn an. »Und?«

»Und wir könnten ihn anrufen.«

Nawalny lehnte sich zurück, verschränkte die Arme. »Ich will alles über ihn wissen.«

Der Plan, der in den folgenden Tagen entstand, hatte die Eleganz von Dingen, die im Nachhinein selbstverständlich wirken. Nawalny würde anrufen und sich als Sicherheitsbeamter ausgeben, der einen internen Bericht über die fehlgeschlagene Operation erstellen musste. Er würde darauf setzen, dass Bürokratie und Eitelkeit mächtiger waren als Vorsicht. Vielleicht würden sie einen der Männer erwischen, der auf die Frage eines vermeintlichen Vorgesetzten antwortete, weil das die Konditionierung war, die

solche Männer hatten. Die reflexhafte Unterwerfung unter Hierarchie, die stärker war als Misstrauen.

Grozev und sein Team würden das Gespräch aufzeichnen. Sie würden es gemeinsam vorbereiten, Frage für Frage, mit der Sorgfalt von Leuten, die wussten, dass ein falsches Wort den Mann am anderen Ende aufschrecken würde, und dass es keinen zweiten Anruf geben würde.

Nawalny übte das Gespräch. Allein, im Garten, zwischen den Jonglierübungen, mit den Orangen in einer Hand und dem Notizblock in der anderen.

Das TikTok-Video entstand an einem Nachmittag, an dem die Sonne kurz durch die Wolken brach und den Garten in ein Licht tauchte, das nach keiner Jahreszeit aussah, die man benennen konnte. Dasha hielt ihr Smartphone in der Hand mit der selbstverständlichen Kompetenz ihrer Generation, die das Gerät wie ein Teil von sich selbst begriff. Sie hatte den Song ausgesucht: »How Bizarre« von OMC, ein Lied aus den Neunzigern.

How bizarre, how bizarre, how bizarre.

Nawalny sah in die Kamera seiner Tochter und dachte, dass das Lied tatsächlich das richtige war.

Es war bizarr.

Es war das bizarrste Ding, das er je getan hatte, und er hatte in seinem Leben viele bizarre Dinge getan: einen russischen Geheimdienst mit seinen eigenen Methoden zu überführen, sich selbst zu entgiften durch

Transparenz, das Mordkomplott an der eigenen Person öffentlich aufzuklären wie ein Detektiv in einem schlechten Krimi, der zufällig auch das Opfer war.

Er tanzte nicht irgendeinen verrückten TikTok-Trend nach, sondern lächelte in die Kamera, zog seine Stirn in Falten und sagte lippensynchron *how bizzare* es sich anfühlte einen Mordanschlag an sich selbst aufzuklären. Dabei stand er neben einer Tafel voll mit roten Linien aus Garn, die sich wie das Labyrinth eines Verrückten über die Karte Russland zog und Bilder von seinen Mördern miteinander verband.

Die Passwörter des FSB-Chefs kannte Grozev seit einer Woche, und er hatte sie Nawalny mit dem Tonfall eines Mannes mitgeteilt, der nicht wusste, ob er lachen oder verzweifeln sollte.

Moskau1. Moskau2. Moskau3. Moskau4.

»Der Mann, der für die Sicherheit des russischen Staates verantwortlich ist, hat als Passwort Moskau4 genommen?«, fragte Nawalny und schaute Grozev stirnrunzelnd an.

»Ja.«

»Nachdem man ihn schon vorher drei Mal gehackt hat? «

»Genau.«

»Und viermal hat er dasselbe Passwort genommen, nur mit einer anderen Zahl.«

»Ja.«

Nawalny hatte sich zurückgelehnt und an die Decke gesehen, mit dem Ausdruck eines Mannes, der gerade etwas verstanden hatte, das er eigentlich schon immer gewusst hatte, aber dessen Bestätigung trotzdem etwas veränderte. Das war es. Das war der Kern der Sache, der Kern von allem, was er in zwanzig Jahren politischer Arbeit beobachtet hatte: dass die Männer, die Russland kontrollierten, nicht besonders klug waren. Sie waren mächtig. Sie waren brutal. Aber klug waren sie nicht, und Moskau¹ bis Moskau⁴ war der Beweis in seiner reinsten, dümmsten, entwaffnendsten Form.

»Weißt du, was das bedeutet?«

Grozev wartete.

»Es bedeutet, dass wir eine Chance haben.« Er nahm eine Orange vom Tisch, warf sie kurz in die Luft, fing sie mit der linken Hand, eine Sekunde zu spät, aber er fing sie. »Eine echte Chance.«

TEIL II

DER ANRUF

14. Dezember 2020 – Ibach, gegen 4:00 Uhr MEZ (6:00 Uhr Moskauer Zeit)

Der Morgen war blass und still, als habe selbst die Stadt den Atem angehalten.

Christo Grozev trug ein schwarzes Sweatshirt, dessen Ärmeldesign an ein Rätsel erinnerte: zwei horizontale Farbbalken, türkisblau und rot, schnitten durch den Ärmel wie verschlüsselte Signaturen auf einem kompromittierten Server. Auf der Brust prangte ein minimalistisches weißes Dreieck, wie ein Play-Button, der jeden Moment das Chaos entfesseln könnte.

Er saß am Rand des Konferenztisches. Seine Hände ruhten auf der Tastatur seines Laptops. Die Muskeln in seinem Gesicht waren angespannt, aber seine Augen hatten den Tunnelblick eines Scharfschützen. Er starrte auf den Bildschirm, als könnte er durch die Zahlen hindurchsehen, direkt in die Kommandozentrale des FSB.

Er schaute zu Maria Pevchikh, die direkt rechts von Nawalny saß.

Pevchikh trug einen schlichten grauen Rollkragenpullover, der ihre klaren Gesichtszüge und die drahtige Haltung noch schärfer wirken ließ. Ihre Haare hatte sie zu einem pragmatischen Knoten zusammengebunden, lose Strähnen fielen ihr ins Gesicht, wenn sie sich über den Laptop beugte.

Keine Show, kein Make-up, nur Präzision.

Ihre Brille spiegelte das Licht des MacBook-Bildschirms, auf dem sie mit stoischer Ruhe Tabs, Chatfenster und technische Kontrollanzeigen organisierte.

Pevchikh saß neben Nawalny. Ihre Nähe zu ihm war nicht nur räumlich. Sie würde alles für den unerschrockenen Aktivisten und Politiker tun.

Als bekannt wurde, dass Nawalny ins Koma gefallen war, fuhr Pevchikh in das Hotel, in dem er übernachtet hatte, und nahm die Plastikflasche mit, aus der er getrunken und die er anschließend in den Mülleimer geworfen hatte. Die Flasche gelangte später an Bord des Flugzeugs, das Nawalny von Russland nach Deutschland evakuierte. Experten fanden später Spuren von Nowitschok an ihrer Außenseite.

Und jetzt war sie hier, mit dem Mut einer Frau, die wusste, dass sie dem FSB schon längst ein Dorn im Auge war. Dass sie ein Ziel war. Und dass genau das sie stärker machte.

Immer wieder hob sie ihr Handy und filmte aus dem Handgelenk heraus. Nicht nervös, sondern geübt.

Der richtige Winkel, das richtige Licht.

Alles sollte dokumentiert werden. Nicht nur, weil es Geschichte war, sondern weil keiner ihnen sonst glauben würde.

Wenn Grozev den Raum mit Energie auflud, war Pevchikh die Erdung.

Ihr russischer Pragmatismus hatte nichts Romantisches. In der Vorbereitung der Aktion hatte sie

Dossiers mit Hintergrundinformationen verteilt über die Attentäter und über Reaktionsszenarien, falls der Anruf abgehört, zurückverfolgt oder gestört werden sollte. Sie hatte für jede Eventualität einen Plan B.

Und einen Plan C.

Etwas abseits, fast im Schatten, saß Lars Banse. In seiner Haltung lag eine leise Skepsis, die er selten ablegte. Wochenlang hatte er sich durch die Metadaten gegraben, die tief im Netz vergraben lagen wie Spuren eines Verbrechens, das sich selbst zu tarnen versuchte. Er wirkte ruhig, aber man sah ihm an, dass sein Kopf längst weiter vorgedrungen war als jedes Gespräch im Raum. Er war es gewesen, der die Flugrouten der FSB-Männer immer wieder wie ein Puzzlespieler in ein richtiges Muster gebracht hatte.

Immer wieder fixierte er Nawalny. Als wolle er prüfen, ob der Mann wirklich bereit war für das, was gleich kommen würde.

Charité? War gestern.

Heute saßen sie in einem für Wochen gemieteten Haus irgendwo im Schwarzwald. Ein Konferenztisch, ein paar Laptops, Mikrofone, Kameras, weiße Wände voll mit gesammelten Informationen.

Kaffeeduft mischte sich mit der flimmernden Anspannung in der Luft.

Punkt 15:00 Uhr Moskauer Zeit (13:00 Uhr in Deutschland) würden *Bellingcat*, *The Insider*, CNN, *El País* und der Spiegel zeitgleich die gesamte Story

veröffentlichen, wie die Mörder von Nawalny vorgegangen waren.

Eine Veröffentlichung, wie ein Donnerschlag. Namen, Fotos, Telefonnummern. Eine Liste von Männern, die einen Mord an Nawalny geplant hatten. Es war alles da. Die Verbindungen, die Anrufrufen, die Bewegungsmuster.

Nur eines fehlte noch: die Antwort. Die letzte Stimme.

Man wusste, was passieren würde, sobald die Story online ging. Die Täter würden abtauchen. Nummern löschen, Wohnungen räumen.

Vielleicht verschwinden.

Vielleicht erst untertauchen und dann auf alle Ewigkeiten verschwinden.

Vielleicht in Leichensäcken in einem Wald irgendwo in Sibirien.

Acht Männer, die ihren Auftrag nicht erfüllt hatten.

Deshalb legte das Team los, bevor die anderen reagieren konnten.

Das Chaos war geplant wie ein Überfall. Sie würden die Mörder vor Ort in Russland konfrontieren und gleichzeitig von Berlin aus anrufen, damit sie sich nicht gegenseitig warnen oder entkommen konnten.

Ein wahnsinniger Plan, der eine unfassbare Koordination und Disziplin verlangte.

Aber das Team in diesem Haus war bereit und bis in die Haarspitzen motiviert. Pevchikh sprach leise mit

Grozev über die Kalibrierung des Aufnahmegeräts. Kira Jarmysch tippte in ihr Smartphone.

Banse wandte sich an Nawalny. »Wenn einer von ihnen redet, dann kriegen wir sie alle.«

Nawalny nickte.

Es war kein Wunsch. Kein Traum. Es war eine Feststellung. Und in diesem Moment wurde jedem im Raum klar: Das hier war nicht nur ein journalistisches Experiment.

Es war eine geheimdienstliche Operation.

Nawalny hatte sich leicht nach vorn gebeugt, als spürte er, wie der Raum unter Druck geriet. Über dem Konferenztisch hing keine Lampe, aber das Licht aus den Deckenstrahlern schnitt messerscharf auf die Gesichter. Jede Falte, jede Anspannung wurde sichtbar.

Wenn einer von seinen Mördern den Hörer abnehmen würde, war alles, was sie sagten, juristische Zeitgeschichte. Und wenn nicht, dann war es ein genialer Bluff.

Ein Bluff auf Leben und Tod.

Kira Jarmysch warf einen Blick auf den kleinen Monitor, der das Livebild der Überwachungskamera zeigte, die auf den Hinterhof und auf die stille Straße, gerichtet war, die in diesem Moment wie eingefroren wirkte.

Der kleine Ort mitten im Schwarzwald dämmerte im Winterlicht. Doch in Kiras Kopf rauschte es. Sie erwartete kein Paket und keinen Besucher.

Sie erwartete eine schwarze Limousine.

Oder einen dunklen Van.

Sie erwartete verummte Männer mit Dienstmarken. Männer mit Gummihandschuhen und Gesichtern, die in keiner Datenbank auftauchten.

Männer, die nicht reden mussten, um ihre Befehle zu überbringen.

Männer, die wussten, wie man eine Tür aufbricht und alle im Raum zum Schweigen bringt.

Neben ihr flackerte das schwache Licht eines alten Heizkörpers, der sich bemühte, den Raum auf Temperatur zu halten. Doch es war nicht die Kälte, die sie frösteln ließ. Es war das Gefühl, dass sie gleich den Timer für eine Bombe zünden würden, die den Kreml in die Luft jagen könnte.

Kira wandte sich wieder dem Monitor zu.

Keine Bewegung draußen.

Kein Auto.

Keine schwarze Schemen.

Noch nicht.

Aber sie wusste, was dieser Moment bedeutete. Sie würden gleich eine verflochte Halogenlampe mitten in einem Nest von Schatten einschalten.

Und Schatten hassten Licht.

Nawalny saß kerzengerade vor der Kamera, das Kinn leicht nach vorn geschoben, mit einem Blick, der bereit war ein ganzes System aus dem Gleichgewicht bringen. Er trug eine in *evening blue* gehaltene Strickjacke aus Baumwolle mit Reißverschluss der Marke GANT.

Er war glatt rasiert, seine Stirn lag in feinen Falten, die Lippen schmal, die Stimme bereit den Schatten eine Falle zu stellen.

In seinen Augen lag keine Angst.

Nur der Wille, seine Mörder vorzuführen.

Hinter ihm: ein Mosaik aus Gesichtern, Landkarten, roten Fäden, Notizen, Screenshots und verwaschenen Ausdrucken. Die Wand sah aus wie das Innenleben eines paranoiden Ermittlers.

Oder eines Mannes, der es leid war, immer nur Opfer zu sein.

Auf der Pinnwand: die Fotos der Männer, die ihn vergiftet hatten.

Manche lächelten, andere blickten ins Leere.

Als wären sie längst verloren.

Dazwischen Linien. Rot, wie die Spur des Giftes in seinem Körper. Verbindungen, Orte, Daten. Tomsk, Omsk, Nowosibirsk. Kaliningrad. Moskau.

Telefonnummern und Hotelzimmer.

Flugrouten.

Alles Teil eines tödlichen Puzzles, das er mit seinem Team und *Bellingcat* zusammengesetzt hatte. Die Landkarte daneben zeigte einen Strom von Bewegungen, sichtbar gemacht mit der Präzision einer chirurgischen Schnitttabelle.

Bellingcat hatte herausgefunden, dass Nowitschok in einem bestimmten Labor in Russland hergestellt wird, und zwar in dem Signal Institut in der Nähe von Moskau. Es ist als Forschungs – und

Entwicklungsinstitut getarnt, das angeblich Nahrungsergänzungsmittel entwickelte. Das war die Legende. Die Tatsache, dass in dem Institut zwölf Wissenschaftler, die ausschließlich mit chemischen Nervenkampfstoffen Erfahrungen haben arbeiteten, sprach eine andere Sprache.

Bellingcat besorgte sich auf dem Schwarzmarkt die Anrufliste des Chefs des Signal-Instituts besorgt und dann diese Liste nach Nummern gefiltert, die kurz vor der Vergiftung von Nawalny diese Nummer anriefen oder von ihr angerufen wurden. Mit diesen Nummern ausgestattet, durchsuchte dann Banse russische Apps, ob bestimmte Leute diese Nummern in ihrer Kontaktliste gespeichert haben. Es geschieht manchmal, dass jemand in einer Kontakte-App eine Nummer hinterlegt und gleichzeitig diese mit einer für ihn wichtigen Information verknüpft.

Und Banse stieß auf wirkliche interessante Menschen, die sich hinter den Nummern verbargen. Die erste verdächtige Nummer, die den Chef des Signal-Instituts in der fraglichen Zeit angerufen hatte, war ein Arzt beim FSB mit dem Namen Alexey. Banse und Grozev fanden es interessant. Aber es reichte nicht. Man konnte damit keine reale Person zuordnen. Grozev und Banse überprüften dann, ob die Telefonnummer in einer aus dem Darknet gekauften Autozulassungsdatenbank auftauchte. Und sie fanden einen Alexey Alexandrov als Fahrzeughalter, der diese Nummer angegeben hatte. Eine reale Person mit Geburtsdatum. In der

Datenbank mit Passunterlagen tauchte dann das passende Gesicht zu der Telefonnummer und dem Namen auf. Banse und Grozev wiederholten das bei den anderen Nummern und erhielten eine interessante Liste mit Namen, die sie dann weiter mit Flugdaten, Handyeinwahlknoten, Reisepässen abglichen. All diese Personen gedachte Nawalny gleich anzurufen und mit der Tatsache zu konfrontieren, warum sie an einem Anschlag an sein Leben auf irgendeine Art und Weise beteiligt waren.

Nawalnys Körperhaltung war angespannt, aber nicht steif. Er wirkte wie ein Mann, der sich selbst zusammengeflickt hatte.

Innerlich wie äußerlich.

Ein Mann, der nun versuchte, bei klarem Verstand durch einen Moment zu navigieren, der alles verändern konnte.

Er wusste, dass er in dieser Szene nicht nur Überlebender war, sondern Beweismittel. Dass seine Stimme mehr Sprengkraft hatte als jede Enthüllung in einem Bericht. Und dass das, was er gleich aus einem FSB-Agenten herauslocken würde, größer war als er selbst.

Er spürte den Moment wie einen Riss im Stoff der Wirklichkeit. Ein dünner, vibrierender Spalt, durch den das wahre Antlitz des Staates bereits schimmerte. Nicht das aufgeputzte Gesicht, das sich in Pathos, Militärparaden und wohlgeölten Pressebriefings spiegelte. Sondern das verborgene: eine starre, von

Angst verhärtete Fratze, gezeichnet vom kalten Gift ihrer eigenen Lügen. Ein Gesicht, das nie etwas eingestand, sondern nur befahl, vergiftete, verschwieg. Der Staat war lange ein Bühnenbild gewesen, ein Monument aus Inszenierung und Drohgebärde. Doch jetzt, im Schatten dieses Augenblicks, lag die Chance, all das einzureißen und die hässliche Mechanik freizulegen, die darunter arbeitete. Er wusste, dass dieser Augenblick mehr war als ein Schritt in einer Ermittlung.

Es war ein Schnitt ins Fleisch der Macht selbst.

Das Summen des Laptops, das leise Klicken von Maria Pevchikhs Kamera, Grozevs reglose Konzentration. All das war Hintergrundrauschen gegen das Donnergrollen in Nawalnys Brust.

Denn da war diese eine Frage, die nicht aus seinem Kopf wich:

Was, wenn die Mörder wirklich reden würden?

Und noch drängender: Was, wenn sie es nicht tun würden?

Maria Pevchikh musterte das Aufnahme-Setup wie eine Generalin, die vor der Schlacht die letzten Mängel prüft.

»Wenn einer von ihnen abhebt, geben wir ihm genau dreißig Sekunden, um zu reagieren. Keine Nachfragen. Kein Zögern. Wenn sie sprechen, lassen wir sie reden.«

Grozev nickte stumm, als die letzte Einstellung überprüft wurde.

Maria flüsterte: »Ton läuft.«

Auf dem Tisch lag ein Zettel mit dem Decknamen für Nawalny: Maxim Ustinov. Ein hochrangiger Mitarbeiter des Sicherheitsrats, den sich das Team ausgedacht hatte.

Banse hatte rausgefunden, dass fast alle in dem FSB-Team, das Nawalny vergiftet hatte, eine bestimmte Nummer immer wieder anriefen. Eine Art FSB-Schnittstelle, wahrscheinlich aus der FSB-Zentrale. Nawalny kam auf die Idee das simpelste Programm für Telefonpranks zu benutzen, um die Nummer zu verschleiern, von der sie anriefen. Im Display des Angerufenen würde dann exakt diese offizielle FSB-Festnetznummer erscheinen, mit der die FSB-Agenten laut den Recherchen regelmäßig telefoniert hatten.

Das Spiel konnte beginnen.

6:00 Uhr. Moskauer Zeit.

Einsatzbeginn.

Ein gelber Flur, zu kalt für Freundlichkeit, zu still für Zufall. Neonlicht flackerte. Die Luft schmeckte nach Staub und Linoleum.

Stromzähler in grauen Kästen an der Wand. Es roch nach Behörden, nach Abwesenheit, nach dem Schweigen, das in diesen Wänden wohnte.

Lyubov Sobol, wirkte unscheinbar. Sie trug einen olivgrünen Wintermantel und eine FFP2-Maske im Gesicht. Ihr blondes Haar hatte sie zu einem Zopf zusammengebunden.

Der Rucksack auf ihrem Rücken zog sie fast zu Boden.

Dabei war da fast nichts drin.

Warum war er bloß so schwer?

Sie blieb stehen.

Eine braune Metalltür, ein Klingelknopf, ein Moment, in dem alles kippen konnte.

Vor ihr: das Zuhause eines mutmaßlichen Mörders. Ein Mann, der, wenn die Recherchen stimmten, Teil jenes Apparats war, der Alexej Nawalny vergiftet hatte.

Hinter Sobol: Nur ein Mann mit einer Kamera, um den Mörder zu filmen.

Sie hob die Hand. Kurz zögerte sie. Dann klickte der Finger auf den Klingelknopf.

Der Ton klang wie ein Warnruf.

Kein großes Drama.

Nur ein Geräusch, laut und metallisch.

Lyubov Sobol wirkte, als trüge sie die Schwere eines ganzen Landes auf ihren Schultern. Als Juristin und Politaktivistin hatte sie sich durch Akten gewühlt, durch Drohungen gefressen und durch Nächte voller Angst gekämpft. Als Nawalny im Koma lag, war sie seine Stimme gewesen, ein letzter Rest von Klarheit in einem Land, das sich weigerte, die Wahrheit auszusprechen. Man hatte sie festgenommen, verhört, schikaniert, überwacht.

Und doch stand sie wieder hier. Unbeirrbar. Gefasst.

Es gab keine Inszenierung, keinen Hauch von Show.

Nur eine Frau, die wusste, dass der Kampf um die Wahrheit längst kein politischer Akt mehr war, sondern ein persönlicher. Wenn ein Mörder aufmacht, kann alles passieren.

Keiner machte auf.

Der Hausmeister tauchte auf und überprüfte die Stromkästen.

»Könnten Sie mir sagen, ob jemand in dieser Wohnung lebt?«, fragte Sobol unschuldig.

»Ab und zu tauchen hier Leute auf«, antworte der Mann, verschwand und zog ein Handy aus seiner Hosentasche.

Es war der Beginn des Spiels.

Stunden später würde Sobol festgenommen und ein Strafverfahren wegen Hausfriedensbruchs gegen sie eingeleitet werden. Nach 48 Stunden würde man sie wieder freilassen und in dieser Zeit ihre Wohnung und die ihrer Familie durchsuchen.

Der Vorwurf: »Verstoß gegen die Unverletzbarkeit des Hauses durch Gewaltanwendung oder Androhung.«

Gleichzeitig stand Dmitry Nizovtsev, ein russischer Journalist, Publizist und prominenter Aktivist und enger Mitstreiter von Nawalny vor der *Lubyanka*. Das Hauptquartier des russischen Inlandsgeheimdienstes FSB in Moskau war ein gelb getünchte Koloss, der die Stadt festhielt und ihr die Luft nahm. Vor dem Gebäude hetzten Pendler durch die Kälte, doch hinter den Mauern atmete ein anderer Takt, leiser und

dunkler. Flure voller Akten, Türen, die sich niemals von selbst öffneten, Kameras, die jede Sekunde protokollierten. Niemand kam hier ohne Grund hinein und kaum jemand ohne Narben wieder heraus. Die Lubjanka war das Herz eines Systems, das im Dunkeln regierte und im Hellen schwieg.

Kamera in der Hand, Stimme fest.

Ganz ruhig und präzise berichtete er, dass von hier der Anschlag auf Nawalny geplant und koordiniert wurde.

In zwanzig Minuten würde man ihn ebenfalls verhaften.

Auch CNN war aktiv. Clarissa Ward, die renommierte internationale Chefkorrespondentin von CNN, stand vor der Haustür von Oleg Tayakin, dem mutmaßlichen Koordinator der Operation, der in einem Außenbezirk von Moskau lebte.

Die Adresse hatte Nawalnys Team recherchiert.

Wards blondes Haar war zu einem einfachen Dutt zurückgebunden, und ihr Gesicht teilweise von einer Gesundheitsmaske verdeckt. Corona wütete überall.

Sie trug einen dunklen Mantel mit einem warmen Kragen, der sie vor der Kälte schützen sollte.

Die Frage war nur, ob vor der des Winters oder der Situation, in der sie sich gerade befand.

Die grüne Tür mit ihrem einfachen Guckloch und dem klobigen Schloss wirkte wie ein undurchdringliches Bollwerk, hinter dem sich ein Giftmischer und Mörder versteckte.

Mikrofon gezückt. Kamera lief. Tayakin öffnete. Wurde blass. Stotterte. Schlug die Tür zu.

»War es ihr Team, das Nawalny vergiftet hatte?«, fragte Ward auf russisch und wiederholte die unbeantwortete Frage auf Englisch.

Gemurmel durch die Tür. Auch eine weibliche Stimme.

Ward ließ nicht locker. »Können Sie es irgendwie kommentieren?«

Stille.

In die Kamera gewandt. »Man will uns offenbar nicht sprechen.«

Es war 4:00 Uhr MEZ.

Die ersten Anrufe gingen an Alexey Alexandrov und Vladimir Panyayev, die laut den *Bellingcat*-Recherchen direkt an dem Giftanschlag in Sibirien beteiligt sein müssten. Nawalny sagte klipp und klar seinen Namen und stellte die Frage, die wie ein Skalpell durch ihre Tarnung schnitt:

»Warum haben Sie zugestimmt, mich zu ermorden?« Die Antwort war immer dieselbe: Das harte Klicken eines Telefons, das aufgelegt wird. Das FSB-Team reagierte instinktiv, wie Tiere, die das Licht einer Taschenlampe im Wald fürchten.

Doch Nawalny ließ nicht los.

Jeder Ton, jedes hektische Atemholen, jedes zögerliche Auflegen wurde archiviert wie Beweisstücke aus einem Leichenschauhaus. Sekunden, die mehr

verrieten als tausend Worte. Sekunden, in denen die Schuld sichtbar wurde. Nicht in Geständnissen, sondern im Schweigen.

Das Gift hatte seine Spuren nicht nur in Nawalnys Körper hinterlassen. Jetzt begann es, sich in den Seelen seiner Mörder auszubreiten.

Dann kam Mikhail Shvets. Nawalny atmete tief ein, stellte sich als Maxim Ustinov vor, Mitarbeiter von Nikolai Platonowitsch Patruschew einem der einflussreichsten Köpfe im russischen Machtapparat. Zusammen mit Putin war Patruschew beim KGB. In der Zeit von 1999–2008 war er Direktor des Inlandsgeheimdienstes FSB und danach Sekretär des Nationalen Sicherheitsrates der Russischen Föderation, dem wichtigsten strategischen Gremium Russlands für Fragen von Sicherheit, Geheimdienst und Außenpolitik.

Enger an Putin und mächtiger ging es kaum.

Doch Shvets hörte nur ein paar Silben von Nawalny, dann spie er aus: »Ich weiß genau, wer du bist.«

Klick. Stille. Eine Wand aus Blei.

Nawalny grinste. »Scheint, als hätte ich einen neuen Fan gewonnen.«

»Kudryavtsev ist übrig«, sagte Maria leise. »Dann sind wir durch.«

Banase schaute von seinem Laptop auf. Wenn es jetzt nicht klappen sollte, war die ganze Aktion ein absoluter Reinfile.

Nawalny wischte sich die Handflächen an der Hose ab.

Pevchikh hielt ihr Handy bereit. Bis jetzt hatten sie nichts erreicht. Kudryavtsev war ihre letzte Chance.

Konstantin Borisovich Kudryavtsev hatte die Militär-Biologie-Chemische Akademie absolviert und arbeitete nach der Ausbildung im 42. Institut des Verteidigungsministeriums für Biokriegsverteidigung, bevor es dem FSB beitrat. Er war laut den gesammelten Daten nach der Vergiftung zweimal nach Omsk gereist: einmal am 25. August 2020 und ein zweites Mal am 2. Oktober 2020.

Seine Telefonaufzeichnungen hatten auch gezeigt, dass er kurz zuvor und während des Anschlages auf Nawalny in regelmäßiger Kommunikation mit Stanislav Makshakov, dem direkten Kommandeur des FSB-Kommandos und stellvertretender Direktor des FSB-Instituts für Kriminalistik stand.

Klingeln.

Noch einmal.

Dann: »Ja? Grüße Artem, Hallo?«

Es war 7:27 in Moskau.

Die Stimme. Tief. Abwartend.

Nawalny veränderte seine Haltung nicht. Sprach ruhig. Sachlich. Wie ein Vorgesetzter.

»Konstantin?«

»Hallo?«

»Konstantin Borisovich?«

»Ja, ja!«

Nawalny fasste sich an sein rechtes Ohr. »Hier spricht Maxim Sergeevich, Berater von Nikolay

Platonowitsch Patrushev. Ich habe Ihre Nummer von Wladimir Michailowitsch Bogdanow erhalten. Ich entschuldige mich für die frühe Stunde, aber ich brauche dringend zehn Minuten Ihrer Zeit.«

Wladimir Michailowitsch Bogdanow war russischer Generalmajor des FSB und galt als eine der Schlüsselfiguren im Bereich Wissenschaft und Technik. Seit 2019 war er stellvertretender Leiter des Wissenschaftlich-Technischen Dienstes und leitete das Zentrum für Spezialtechnik des FSBs in Russland.

Als Chef des Zentrums für Spezialtechnik war er für die Entwicklung, Überwachung und Umsetzung technischer und forensischer Spezialoperationen verantwortlich. Unter anderen Giftanschläge auf unliebsame Regimekritiker.

»In Ordnung. Ich höre«, sagte Kudryavtsev verschlafen.

»Darf ich Sie duzen?«, fragte Nawalny.

»Klar, kein Problem.«

Maria Pevchikh kniff ihre Augen zusammen und hörte aufmerksam zu. Würde der Bluff endlich aufgehen?

»Ich verfasse gerade einen Bericht für Nikolaj Platonowitsch. Er wird auf höchster Ebene im Sicherheitsrat diskutiert werden. Man wird sich vermutlich bei dir melden und eine vollständige schriftliche Erklärung für das Verteidigungs- und Sicherheitsressort verlangen.«

Nawalny warf seinen Stift auf den Tisch.

Grozev grinste, rieb sich mit Zeigefinger am Kinn, stand auf und holte sich einen Kaffee.

»Ich brauche ... einen einzigen Absatz von jedem Einheitsmitglied: Was ist schief gelaufen? Warum war die Nawalny-Operation in Tomsk ein kompletter Misserfolg?«, fuhr Nawalny fort. »Ich werde deine Sichtweise auf die Operation aufschreiben und dann kannst du es in deinem eigenen Bericht ebenfalls vermerken.«

Maria Pevchikh hielt sich die Hand vor dem Mund und schüttelte lächelnd ihren Kopf. Es könnte klappen. Sie nahm ihr Handy und begann von der Seite zu filmen.

»Aber ... war es ein Misserfolg in Omsk?«, fragte Kudryavtsev vorsichtig.

»Nein, in Tomsk, ich spreche von Tomsk!«

»Von Tomsk?«

»Ja.«

»Was ist in Tomsk passiert?«

»Konstantin Borisovich!«

»Ja, ja, ja.«

Nawalny fixierte Kudryavtsev mit seiner Stimme fest und ließ ihn nicht los »Hast du gehört, was ich gesagt habe. Ich rufe im Auftrag von Patrushev an.«

Kudryavtsev hustete. »Nein, ich verstehe sehr gut, ich versuche nur, mich daran zu erinnern, was in Tomsk passiert ist?«

Maria Pevchikh filmte und fuhr sich mit ihrem Zeigefinger über die Lippen.

Komm schon, lass ihn nicht von der Angel.

Grozev blieb mit der Kaffeetasse hinter Nawalny stehen, unfähig sich zu bewegen.

Nawalny hob wieder seinen Stift auf und kratzte sich hinter seinem rechten Ohr. »Nun, warum bist du am 25. August 2020 nach Omsk gefahren?«

»Omsk oder Tomsk?«

»Du bist am 25. August nach Omsk gefahren«, sagte Nawalny ungehalten. »Die Operation war in Tomsk und jetzt mache ich einen kurzen Bericht darüber, was passiert ist.«

Grozev setzte sich wieder. Maria Pevchikh trank einen Schluck aus ihrer Tasse und nahm ihr Handy in beide Hände, um es stabiler zu halten.

Nawalny fuhr fort. »Später wird dich Wladimir Michailowitsch um ein ausgedehntes Zeugnis bitten. Ich weiß, dass du dies bereits getan hast, aber der Sicherheitsrat hat mich gebeten, jetzt einen Bericht zu erstellen. Du würdest mir unendlich helfen, und noch wichtiger, du willst doch Nikolay Platonovich (Bogdanow) nicht warten lassen.«

»Ich werde gerne helfen, aber ich habe Coronavirus und ich bleibe in der Quarantäne zu Hause.«

»Deshalb rufe ich Dich ja an.«

»Haben Sie schon mit Makshakov telefoniert?«

»Natürlich werde ich Makshakov anrufen. Ich werde das gesamte Team anrufen: Alexandrov, Makshakov, Tayakin und jeden von ihnen bitten, sich in ein paar Absätzen zu erklären.«

Nawalny blickte zu Pevchikh und dann zu Grozev. Beide nickten aufmunternd.

»Dies muss ein zweiseitiger Bericht sein und ich muss Dir nicht sagen, wer ihn lesen wird. Ich würde Dich nicht um 7:00 Uhr anrufen, wenn dies nicht dringend wäre.«

Nawalny raschelte mit den Papieren vor sich und tat so, als würde er Akten sortieren.

»Und ich habe hier einen Abschnitt in dem Bericht, der besagt: ›Kudryavtsev: ... denkt, dass aufgrund dessen und dieser Operation gescheitert ist ... er denkt, dass dies getan werden sollte, damit es beim nächsten Mal besser läuft‹.«

»Ich wollte diesen Bericht schreiben, aber ich muss zu Hause bleiben unter Quarantäne.

»Ist doch klar. Deswegen rufe ich an. Erzähl es mir und ich werde Dir die Arbeit abnehmen«, sagte Nawalny gönnerhaft.

»Ich habe schon etwas geschrieben ... Wenn Sie mit Makshakov sprechen.«

»Ich werde auch mit ihm reden, Konstantin. Hör mir doch bitte zu. Ich brauche jetzt einen kurzen Absatz darüber, was das größte Problem bei der Tomsk-Operation war. Ich schreibe es auf.«

»Aber ich habe jetzt nicht alle Informationen«, jammerte Kudryavtsev.

»Natürlich. Aber in dem Maße, wie du sie hast ... Lass mich dir helfen. Wie beurteilst du Alexandrovs

Arbeit auf einer Skala von 1 bis 10? Ich verstehe, dass er dein Kollege ist, aber dennoch ... »

»A ... Alexandrov?«

»Ja.«

»Nun, er hatte einen guten Job gemacht. Ich bewerte ihn positiv.«

Grozev blickte Nawalny bewundernd an. Wie konnte er nur so ruhig bleiben und so viel Autorität in seine Stimme legen? Er hob seinen Daumen hoch.

»Tayakins Führungsqualitäten? Wie beurteilst Du die Koordination der Einheit?«

Maria Pevchikh grinste über das gesamte Gesicht und konnte sich kaum einkriegen. Sie presste ihre Hand vor die Lippen, um nicht lauthals loszulachen. Das Handy filmte weiter.

Sie hatten ihn an der Angel.

»Tayakin war nicht da. Osipov war da.«

Grozev hob die Hände zum Jubeln an, als hätte er gerade bei den Olympischen Spielen den finalen Marathonlauf mit Weltbestzeit gewonnen. Kudryavtsev hatte gerade bestätigt, dass es diese Operation gab und wer daran beteiligt war. Und sie hatten es auf Band.

Grozev sprang leise auf und lief zum Fenster.

Nawalny blieb cool, wie ein Eiskristall.

»Ich weiß, dass Tayakin nicht da war, sondern Osipov. Doch Tayakin war Teil der Operation, oder?«

»Ich weiß nicht. Ich habe diese Info nicht und kann es nicht kommentieren«, murmelte Kudryavtsev verlegen.

»In Ordnung. Von eins bis zehn wie beurteilst du Osipov? Warte kurz. Ich will es mir notieren.«

»Ja, ja, ja. Ich bewerte ihn positiv.«

»Alles klar. Mir stellt sich an dieser Stelle aber folgende Frage. Ich muss Patrushev das erklären: Wenn sowohl Alexandrov als auch Osipov ihre Arbeit gut gemacht haben, wie kommt es, dass die Operation gescheitert ist?«

Stille. Grozev schaute Maria Pevchikh an, die sich immer noch die Hand vor dem Mund hielt und darunter breit grinste.

»Nun, ich habe mich darüber auch gewundert«, antwortete Kudryavtsev nachdenklich. »Ich habe nicht alle Informationen und kann nur darüber reden, was ich getan habe.«

»Deswegen machen wir ja diesen Bericht. So kann jeder seine eigene Perspektive präsentieren. Im Moment interessiert mich deine Meinung.«

»Nun, alles wurde richtig gemacht. Es hat ja alles funktioniert. Exakt so, wie wir es besprochen hatten.«

»Aber das ist ja das Problem, nicht wahr. Warum hat es nicht funktioniert?«

»Rufen Sie mich eigentlich von Artyom Trojanows Apparat an? Weil ich seine Nummer auf dem Display sah, als Sie anriefen?«

»Natürlich rufe ich von ... über das System an. Bogdanow bat mich darum, damit du dir keine Sorgen machst«, reagierte Nawalny blitzschnell und autoritär.

»Oh!«

»In Ordnung. Aber ich muss dir noch einmal die Frage stellen, denn ich muss etwas aufschreiben: Wenn Osipov und Alexandrov ihre Arbeit gut gemacht haben, warum ist die Operation gescheitert? Was muss in der Zukunft getan werden, damit dies nicht wieder passiert?«

»Ugh ... ohh«, stammelte Kudryavtsev. »Nun, in unserem Beruf, Sie kennen das selbst, es gibt viele Unbekannte und Nuancen. Wir versuchen, alles zu berücksichtigen, so dass keine Fehler passieren können. Sie verstehen mich, oder?«

»Ich verstehe dich!«

»Wir haben alles gründlich vorbereitet. Davon bin ich überzeugt. Aber es gibt immer Nuancen. Bei jeder Aufgabe gibt es Nuancen und in jeder Situation wären die Dinge anders gewesen, wenn ... wie kann ich das angemessen sagen ... ?«

»Was?«

Kudryavtsev räusperte sich »Nun, ich denke, als sie landeten und dann flohen, entwickelte sich die Situation ... nicht zu unseren Gunsten. Wenn der Flug länger gedauert hätte, hätten sich die Dinge in eine ganz andere Richtung entwickelt.«

»Du meinst, wenn das Flugzeugzeug länger in der Luft gewesen wäre, hätte der Plan funktioniert?«

»Vielleicht ja. Sie sind ja notgelandet und die Notfallsanitäter haben ja auf dem Flugfeld sehr schnell gehandelt.«

Kudryavtsevs Stimme knackte leicht über die Leitung, ein Hauch von Nervosität schwang mit, aber er sprach weiter, als wäre es ein Routinebericht und kein Mordversuch.

»Wir hatten die Dosis richtig berechnet. Es sollte ... sauber ablaufen. Kein Aufsehen. Ein medizinischer Notfall an Bord. Herzversagen vielleicht. Niemand hätte Verdacht geschöpft.«

Nawalny sagte nichts. Die Leitung rauschte. Sekunden verstrichen, in denen nur das leise Knistern der Verbindung zu hören war. Der Raum um ihn war still geworden. Alle hielten den Atem an.

Grozev versteckte sein Gesicht unter seinen Händen. Marian Pevchikh hielt das Handy noch immer auf Nawalny gerichtet, ihr Blick war gefroren. Banse starrte auf den Laptop, seine Hände zitterten.

Nawalnys Blick verlor sich irgendwo zwischen Tischplatte und Bildschirmen. Für einen Moment sah er aus, als hätte man ihn durch eine gläserne Wand von der Welt getrennt. Nicht schockiert. Nicht panisch. Nur leer. Wie jemand, der einen Schatten seiner eigenen Leiche hinter sich stehen sieht.

Einen Moment lang blieb Nawalny reglos sitzen. Die Worte hallten in seinem Kopf nach, als kämen sie nicht aus dem Telefon, sondern direkt aus einem dunklen Gang der Vergangenheit, in dem er fast gestorben wäre. Dann hob er die Arme. Erst zögernd, dann entschlossen. Die rechte Faust geballt, die linke nach oben gerissen. Kein Laut, kein dramatischer Ausruf.

Nur ein leiser, kehliger Laut entkam seiner Kehle. Ein trockener, fast ungläubiger Triumph.

Ein Lächeln durchbrach sein Gesicht, kantig und wild. Nicht das Grinsen eines Politikers. Sondern das eines Überlebenden.

»Er hat's gesagt«, flüsterte er. »Er hat's wirklich gesagt.«

Maria Pevchikh hatte die Kamera wieder auf ihn gerichtet. Sie sagte nichts. Ihre Augen glänzten. Grozev stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, den Kopf gesenkt, als müsste er sich sammeln, um zu begreifen, was gerade passiert war. Banse lachte leise. Ein kurzes, ungläubiges Aufstoßen von Luft, mehr Schock als Freude.

»Hallo ... », Kudryavtsev riss sie alle wieder in das Appartement in Berlin zurück. Nawalny war sofort wieder in seiner Rolle des strengen Vorgesetzten, der nach Fehlern sucht.

»Richtig, richtig. Aber das Flugzeug landete erst vierzig Minuten später. Das hätte doch bei der Planung der Operation berücksichtigt werden müssen. Du kannst nicht sagen, dass sie sofort notgelandet sind. Ihr habt die Dosis falsch berechnet und mögliche Eventualitäten nicht bedacht. Warum?«

Kudryavtsev schien nachzudenken.

»Nun, das kann ich nicht sagen. Soweit ich weiß, haben wir ein bisschen extra hinzugefügt, daher ... »

»In Ordnung. Ich frage mich, was da genau schiefgelaufen ist. In Kaliningrad habt ihr es nicht

geschafft, eine vernünftige Dosis anzuwenden. Jetzt Tomsk. Warum wurden die Probleme aus Kaliningrad nicht angegangen, um die Operation in Tomsk erfolgreicher zu gestalten?«

Kudryavtsev fing an, sich zu rechtfertigen. »Nun, ich weiß nichts über Kaliningrad. Ich habe diese Informationen nicht.«

»In Ordnung«, sagte Nawalny gönnerhaft und ließ die Angel etwas lockerer. »Wenden wir uns dann der spezifischen Technik zu: Wie wurde die Substanz verabreicht? Glaubst du, dass eine geeignete Methode gewählt wurde?«

»Oh, ja, ja. Ich denke, ja. Aber das sollten wir vielleicht über einen sicheren, operativen Kanal besprechen. Ich habe meinen Job ja erst danach durchgeführt. Wir kamen ja erst später an und haben zunächst nur beobachtet ... Verstehen Sie?«

»Konstantin. Verstehst du, wer diesen Bericht lesen wird?«, fragte Nawalny streng. »Auf dieser Ebene gibt es keinen Platz für operative Kanäle. Ich muss für die zukünftigen Operationen wissen, wie die Substanz verabreicht wurde.«

»Nun, ich sage das besser über einen sicheren Kanal. Verstehen Sie, ich habe danach gearbeitet ... «

»Ja, ich weiß. Und ich hoffe, du verstehst die Dimension dieses Fehlschlags. Alle berichten darüber. Es werden Flaschen von Nawalnys Leuten im Fernsehen präsentiert, die wir vergiftet haben. Aus diesem Grund sagen mir meine Chefs: ›Erklären Sie

uns, warum es entdeckt wurde? Warum es auf der Flasche war? Und warum haben wir es nicht verschwinden lassen, wie es eigentlich im Handbuch steht.«

»Auf der Flasche war nichts.«

Die Worte kamen so beiläufig, so neutral, dass sie zunächst niemand richtig einordnete. Erst ein paar Sekunden später fiel die Temperatur im Raum. Maria Pevchikh senkte langsam ihre Kamera, ihr Blick zuckte zu Grozev, der wie ein Schachspieler beim Schachmatt erstarrte. Banse öffnete leicht den Mund, als wolle er etwas sagen. Kein Laut kam heraus.

Nawalny blinzelte. Ein Muskel zuckte an seinem Kiefer. Der Moment war gefährlich. Wenn Kudryavtsev misstrauisch wurde, war alles vorbei.

Am anderen Ende der Leitung herrschte kurz Stille. Nur ein Rascheln, das von einem nervösen Umhergehen stammen konnte. Kudryavtsev atmete durch. Schwer. Als müsse er die Richtung der Unterhaltung neu justieren.

Der Raum hielt den Atem an.

Nawalny musste reagieren. Schnell. Klar. Ohne Panik.

»Verstehe. War das mit der Flasche aus Nawalnys Zimmer dann alles erfunden, oder was?«, fragte er in der Rolle des Maxim Ustinov, ruhig, autoritär. Dann schob er nach, seine Stimme nun mit einem Hauch von ungeduldiger Schärfe »Aber was ist dann mit seinen persönlichen Sachen passiert?«

»Welche Sachen?«

»Nawalnys Kleidung. Wo ist sie?«

»Nun, das letzte Mal, als ich sie sah, waren sie in Omsk. Wir haben sie dort gelassen.«

Grozev grinste und reckte den Daumen triumphierend nach oben.

»Du bist am 25. August nach Omsk geflogen, oder?«, fragte Nawalny skeptisch.

»Ich glaube schon. Ich habe es mir auf der Arbeit notiert.«

»Was genau ist mit Nawalnys Anziehsachen passiert?«

»Sie meinen, wo die jetzt sind?«

»Ja.«

Nawalny machte sich Notizen für seine nächste Frage.

»Nun, wir haben sie den lokalen Jungs von der Polizei von Omsk gegeben, wie hieß es ... Transportpolizei. Sie gaben uns das Zeug, wir haben sie bearbeitet und es ihnen zurückgegeben. Und der örtliche Chef ... ich habe seine Telefonnummer, ich kann sie Ihnen geben.«

Grozev schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn und schüttelte über so viel Naivität den Kopf.

»Leg los. Ich schreibe sie mir auf.« Nawalny klackte mit seinem Stift und tat so, als wäre er bereit zu schreiben.

»896 2059 2595.«

Nawalny wiederholte monoton die Ziffern. »Und sein Name?«

»Mikhail Palych Platonovich. Er ist der ... Chef der Transportpolizei.«

Nawalny fuhr sich müde über die Augen. »Okay, ich werde ihn später anrufen, kein Problem. Kehren wir zu den Habseligkeiten zurück. Was ist damit passiert?«

»Wir waren zwei Mal vor Ort. Das erste Mal, erhielten wir ein gewöhnliches Paket mit Siegeln, die wir dann entfernten. Darin war sein Anzug, Unterwäsche, Socken, Masken, ein T-Shirt.«

»Und welches Verfahren habt ihr angewendet? Was soll ich in den Bericht schreiben, was mit den Sachen passiert ist?«

»Wir haben eine chemische Lösung verwendet, um alle Spuren der Substanz zu entfernen, so dass sie nicht mehr nachweisbar war.«

»Habt ihr alle seine Kleidungsstücke bearbeitet?«

»Nein, am Anfang nur den Anzug. Auf der zweiten Reise haben wir dann alles gesäubert.«

»Bestand die Möglichkeit, dass Nawalnys Frau oder jemand anderes ein Stück Kleidung abgeschnitten und weggenommen hat?«

»Nein.«

»Es gibt keine solche Möglichkeit?«, hakte Nawalny skeptisch nach.

»Nein, alles war in einem Stück. Es gab keine Spuren davon, dass jemand etwas abgeschnitten hätte«, antwortete Kudryavtsev überzeugend.

»Wie haben die Deutschen dann trotzdem alles nachweisen können?«, fragte Nawalny unbeherrscht in seiner Rolle. »Ich verstehe das nicht.«

Kudryavtsev zögerte. »Nun, sie haben die Bundeswehr einbezogen. Sie haben Militärchemiker, die dort arbeiten. Vielleicht haben sie einige Methoden der Erkennung von der Substanz.«

»Auf welchem Körperteil hätten sie Spuren finden können?«

»Am Körper hätten sie nichts finden können. Wahrscheinlich fanden sie etwas im Blut. Ich glaube nicht, dass etwas am Körper war. Er wurde auch in unserem Krankenhaus gewaschen. Dafür haben die leitenden Ärzte gesorgt.«

»Wen im Krankenhaus kann ich fragen, ob der Körper gewaschen wurde?«

»Diese Informationen sind nirgends verfügbar. Vielleicht weiß der Leiter des Krankenhauses etwas.«

»In Ordnung. Entschuldige die naive Frage, aber angesichts dessen, was ich geschrieben habe, habe ich keinen Zweifel, dass mich meine Chefs das fragen werden: Wenn die Kleidung von euch gesäubert wurde, um Spuren zu entfernen, warum bist du dann sicher, dass es keine Spuren auf dem Körper gab?«

Jetzt kam der Wissenschaftler und Chemiker in Kudryavtsev durch. »Weil die Substanz sehr schnell absorbiert wird. Sie hinterlässt keine Spuren.«

»Ich verstehe.«

Nawalny dachte nach. Schaute auf seinen Zettel.

»Ich habe eine etwas eigentümliche Frage. Du bist mehrmals mit Nawalny gereist. Zum Beispiel 2017 nach Kirow, oder? Wie würdest Du ihn als Person beschreiben?«

»Wie ich ihn einschätze? In welchem Sinne?«

Maria Pevchikh hielt ihr Handy Nawalny direkt ins Gesicht. Filmte seine kämpferischen Augen. Saugte seine gesamte Energie auf.

»Ich habe dir gesagt, dass es eine eigentümliche Frage ist. Sag gerade heraus, was du über ihn denkst«, befahl er im strengen Ton.

»Er ist akribisch, immer vorsichtig. Auf der anderen Seite reist er viel. In regelmäßigen Abständen ändert er seine Telefonnummer. Vielleicht ahnt er, dass wir ihn verfolgen.«

Nawalny starrte geradeaus, als würde er durch die Wand hindurchsehen. Die Worte des Mannes, der ihn ermorden sollte, brannten sich wie Nadeln in sein Bewusstsein.

Er ist akribisch, immer vorsichtig.

Für einen Moment wusste er nicht, ob er lachen oder schreien sollte. Der Satz klang fast wie ein Kompliment. Nur dass es aus dem Mund eines Mannes kam, der ihn mit einem Nervenkampfstoff töten wollte.

Also das ist es, was sie über mich denken, ging es ihm durch den Kopf.

Dass ich vorsichtig bin.

Dass ich etwas ahne. Dass ich ein Ziel bin, das wegläuft, aber nie zu weit.

Er nickte mechanisch, als wäre die Bewegung an ein inneres Protokoll gebunden.

Und trotzdem haben sie mich fast erwischt.

Maria Pevchikh saß ihm gegenüber, ihr Handy nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Sie hielt die Kamera still, doch was sie einfing, war mehr als ein Bild. Nawalnys Blick war fokussiert, wie ein Brennglas, das alles Überflüssige ausblendete, nur noch Ziel und Wahrheit vor sich sehend. Ein Blick, der schnitt wie Stahl, unbeirrbar, als wüsste er, dass in diesem Moment nicht er gefangen war, sondern die Männer, die ihn hatten töten wollen.

Ihre Augen sagten: Bleib dran. Du machst Geschichte.

Christo Grozev lehnte sich langsam zurück. Man konnte förmlich sehen, wie sich in seinem Kopf Diagramme und Knoten verschoben, wie sich Puzzlestücke ordneten.

Sie dachten, er ahnt es. Aber sie haben es trotzdem gewagt. Und jetzt sitzen wir hier und lassen sie reden.

Banse starrte auf Nawalnys Laptop, aus dem die Stimme Kudryavtsevs kam. Diese leise, beinahe monotone Stimme, die wie ein Schachspieler klang, der einen verlorenen Zug analysiert.

»Verstehen Sie mich? Hallo?« Die Stimme des FSB-Mannes kratzte wieder durch den Raum, suchte Orientierung, Bestätigung. Doch in der Sekunde, bevor Nawalny antwortete, schien die Zeit kurz stillzustehen.

Nawalny lächelte schwach, ein Ausdruck aus Trotz und Bitterkeit. Er wusste, dass jede weitere Sekunde

dieses Gesprächs ein Geschenk war. Ein Abgrund. Und Kudryavtsev stolperte immer weiter auf ihn zu.

Was denkt er gerade?

Dass er seinem Vorgesetzten erklärt, warum der Anschlag scheiterte?

Dass er sich absichert, seine Haut rettet?

Noch redet er.

Noch hat er keine Ahnung, wer ich bin.

Noch spielt er das Spiel.

»Mhm, ja, ja, ja, ich höre zu und schreibe auf«, sagte Nawalny ruhig. Dann atmete er tief durch. Es war, als würde er jeden Gedanken, jedes Zittern, jeden Schatten abschütteln.

»Viele Male sagte er in seinem Blog, dass er verfolgt wurde«, fuhr Kudryavtsev fort. »Daher war er in dieser Hinsicht sehr vorsichtig.«

»Bestand die Möglichkeit, dass er jemanden aus der Einheit bemerkt hat?«

»Oh, nein«, Kudryavtsev widersprach vehement. »Wir haben uns immer strikt an unsere Prozeduren gehalten und Kleidung und Überwachungspersonal gewechselt.«

»Aus meinen Unterlagen geht hervor, dass Mitglieder der Einheit im selben Fahrzeugen, Flugzeugen oder Zügen unterwegs waren wie Nawalny. Weißt du etwas darüber?«

»Das weiß ich leider nicht. Normalerweise nutzen wir immer andere Transportmöglichkeiten. Und wenn er an mehrere Orte reiste, hatten wir verschiedene Teams,

die ihn mit unterschiedlichen Fahrzeugen folgten. Wir sind immer sehr vorsichtig, ... ich weiß nicht, wie das hätte passieren können.«

»Du weißt also nichts von einem solchen Vorfall?«

»Nein.«

»Also, auf einer Skala von 1 bis 10, wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sein Team euch gesehen und von euch Fotos und Videoaufnahmen gemacht hat?«

»Ohhhhhhhh, angesichts der technologischen Fortschritte ... », seufzte Kudryavtsev und wog seine Worte genau ab. »Jetzt sind Kameras überall. Aber trotzdem, wenn es Kameras gab, wurden diese während einer Operation entweder vom Recon-Team ausgeschaltet oder wir wählten Orte aus, die von Kameras nicht erfasst wurden. Ich meine, wir prüfen alles und entscheiden dann wie groß das Risiko ist. Wir vermeiden jede Möglichkeit entdeckt zu werden. Maximale Konspiration. Niemand darf uns filmen. Niemand darf etwas von uns entdecken.«

»Wie würdest Du die Arbeit dieses Recon-Teams bewerten?«

»Die, die vor Ort mit uns gearbeitet haben?«

»Ja.«

»Nun, ich würde ihre Arbeit positiv bewerten.«

»Du hast mir sehr geholfen«, sagte Nawalny sichtlich bemüht aufrichtig zu klingen. »Laß mich noch einmal meine Notizen durchgehen. Der Flug hat zu kurz gedauert ... die Ärzte waren zu schnell vor Ort ... ihre

Kollegen haben Sie auch gut bewertet ... Ach hier. Was ist mit Panyaev?

»Wer ist das?«

»Aus der Einheit. Vladimir Alexandrovich Panyaev.«

»Panyaev ... sagt mir nichts. Wir haben uns nicht getroffen. Vielleicht kennen ihn die anderen Jungs.«

Grozev fing an, wie wild auf einem Blatt Anweisungen an Nawalny zu schreiben.

»Okay, ich werde das mit Stanislaw Valentinowitsch besprechen. Die Kleidung ist gesäubert und es gibt keine Spuren der Substanz an ihr?«

»Na ja. Als wir sie das letzte Mal bearbeitet haben, war damit alles ok.«

»Ich gehe davon aus, dass es damit keine Überraschungen geben wird.«

»Da bin ich mir sicher.«

»Ich schaue in meine Notizen. Du warst am 25. August das erste Mal vor Ort. Wann bist du zum zweiten Mal dahin gefahren?«

»Vielleicht eine Woche oder zwei Wochen später.«

»Du weißt es nicht genau?«, fragte Nawalny streng.

»Nein, leider erinnere ich mich nicht. Makshakov wird es Ihnen sagen können.«

Nawalny schaute auf die Notiz von Grozev.

»Ok, mit wem bist du gereist?«

»Sie meinen, wer mich begleitet hat?«

»Ja.«

»Vasily Kalaschnikow!«

»Ka la sch nikow«, murmelte Nawalny und schrieb den Namen auf.

Kudryavtsev zögerte einen Moment, als hätte er gerade begriffen, dass er zu viel gesagt hatte. Doch es war bereits zu spät.

»Vielleicht wurde Ihnen sein Name nicht gegeben?«

»Ich habe ihn nicht in meiner Liste, seltsam ... », antwortete Nawalny nicht nur gespielt irritiert.

Für einen winzigen Sekundenbruchteil schien es, als würde niemand atmen. Dann hob Grozev langsam beide Daumen, als wäre er gerade Zeuge eines Elfmetersiegs in der Nachspielzeit geworden. Sein Gesicht, sonst so konzentriert, brach in ein breites Grinsen aus.

Er drehte sich zu Maria Pevchikh, die gerade noch mit aufgerissenen Augen filmte, und flüsterte ein einziges Wort: »Endlich.«

Denn Vasily Kalaschnikow hatte bisher gefehlt. Er war ein Phantom in den Datenströmen, ein Schatten in den Reisebewegungen, jemand, der immer knapp außerhalb des Radars auftauchte.

Jetzt war er da. Laut. Deutlich.

Aus dem Mund eines Beteiligten. Die letzte Lücke in der Kette. Grozev kitzelte den Namen in Großbuchstaben auf seinen Notizblock, umrundete ihn zweimal mit dem Kugelschreiber und schob das Blatt zu Banse, der mit hochgezogenen Augenbrauen nickte.

»Vielleicht fand die operative Leitung seine Anwesenheit nicht so bedeutend«, sagte Kudryavtsev.

»Nun ja ... In Ordnung, ich werde das mit Bogdanov besprechen«, antwortete Nawalny und sortierte sich wieder. »Ich will nochmal auf die Kleidung von Nawalny zurück. Kannst du mir sagen, auf welches Kleidungsstück hast du deinen Fokus gelegt? Von welchem Kleidungsstück ging für Nawalny das größte Risiko aus? Oder von welchem Kleidungsstück hat sich das Team den größten Erfolg versprochen?«

»Die Unterhose.«

»Die Unterhose?«

»Was genau meinen Sie eigentlich mit Risiko?«

»Wo könnte man die größte Konzentration der Substanz finden oder nachweisen?«, fragte Nawalny.

»Dann die Unterhose.«

Grozev nickte wissend und deutete mit einer Bewegung an, Nawalny solle fragen, ob das Nowitschok außen an der Hose im Bereich des Bundes angebracht wurde.

Nawalny nickte Grozev zu. »Meinst du von der inneren Seite oder von außen? Ich habe einen ganzen Fragebogen dazu, den ich mit Makshakov besprechen werde und brauche unbedingt dein Wissen in dieser Angelegenheit.«

»Nun, wir haben die innere Seite bearbeitet.«

Daumen hoch von Grozev. Kugelschreiber wurden gezückt. Notizen gemacht.

»Verstehe. Jetzt stell dir mal eine Unterhose vor. Welchen Teil habt ihr genau bearbeitet?«

Kudryavtsev antwortete fast schon dienstlich, mit einer erschreckenden Selbstverständlichkeit.

»Das Innere, wo der Schritt ist.«

»Den Schritt der Unterhose?«

Alles bewegte sich weiter. Grozev stand auf und ging auf Toilette. Das fehlende Puzzle hatte ihm Nawalny mit Kalaschnikows Namen geliefert. Die Kamera auf dem Stativ blinkte rot, der Rechner rauschte, jemand schlürfte nervös den letzten kalten Schluck Kaffee.

Aber im Kopf von Alexej Nawalny stand die Zeit still.

Er schaute in die Kamera von Maria Pevchikh, die ihm wie ein stiller Zeuge gegenüber saß und versuchte zu begreifen, was er da gerade gehört hatte. Die Worte hallten nach, wie ein Echo, das sich weigerte, zu verklingen.

Den Schritt der Unterhose.

Ein Lächeln erschien, schmal und schief, als hätte es sich verirrt. Es war das Lächeln eines Mannes, der wusste, dass der Boden unter ihm zu bröckeln begann und der Abgrund bereits seinen Atem spürte. Das Grauen auf der anderen Seite war keine Metapher, sondern eine Präsenz, die sich in seine Knochen legte. In seinem Blick sammelten sich Schock und Bitterkeit, ein Funken glühender Wut und die kalte, fast intime Erkenntnis, dass etwas Unwiderrufliches seinen Lauf nahm.

Das war also der Plan. So hatten sie es gemacht.

Nicht mit einer Spritze in der Nacht, nicht mit vergiftetem Tee auf einem russischen Provinzflughafen, nicht mit einer Pistole in einem dunklen Hinterhof.

Sondern mit seiner verflochtenen Unterhose.

Im verflochtenen Schritt.

Eine Zone, die so privat war, dass kein Mensch, nicht einmal ein Arzt, sie ohne Zustimmung berühren sollte. Und genau dort hatten sie das tödlichste Nervengift der Welt aufgetragen.

Wie Techniker an einer Maschine.

Als sei sein Körper ein Objekt.

Staatsfeind Nr.1.

Nawalny spürte, wie seine Hände zu zittern begannen. Nicht vor Angst, sondern aus einer tiefsitzenden, körperlichen Empörung.

Das war kein Mordversuch gewesen.

Das war symbolische Vernichtung. Eine Demütigung in ihrer reinsten Form.

Eine Botschaft: Wir können dich nicht nur töten, wir können dich erniedrigen, auslöschen, dich in deinem Kern als Mann, als Mensch, vernichten.

Er zwang sich, die Fassung zu behalten. In seinen Gedanken raste alles. Rückblenden blitzten auf: Der Moment, als er im Hotel seine Sachen gepackt hatte. Seine Unterhosen, die aus der Reinigung kamen. Er hatte sie angezogen, ohne darüber nachzudenken. Daher auch die Spuren von Nowitschok auf der Wasserflasche, die er danach ausgetrunken hatte. Die letzten Minuten vor dem Abflug. Der Tee.

Wahrscheinlich nur Ablenkung. Das Gefühl von Schwäche im Flugzeug. Das Brennen in der Brust. Das schwarze Loch, das alles verschluckte.

Und jetzt saß er hier, Monate später, lebendig, wach, vorbereitet und hörte seinem eigenen Mörder dabei zu, wie er in ruhigem Ton erklärte, wo genau sie das Gift aufgetragen hatten.

Maria filmte weiter, ihre Hand leicht zitternd. In diesem Moment, das wusste Nawalny, hatte sich das Narrativ unwiderruflich verändert.

Kein Zweifel mehr, keine Unschärfe, keine politischen Ausflüchte.

Die Wahrheit stand jetzt nackt im Raum.

Und sie trug keine Unterhose.

»Ja, es gibt dort ein sogenanntes *flypiece*«, fuhr Kudryavtsev fort, als würde er über den Sonnenuntergang referieren. »Es gibt dort Nähte. Verstehen Sie?«

»Warte kurz«, sagte Nawalny und schnappte sich seinen Stift. Grozev kam von der Toilette zurück und setzte sich wieder an seinen Platz »Das ist wichtig. Wer hat Dir den Auftrag gegeben, das *flypiece* der Unterhose zu bearbeiten? Also nachträglich zu säubern.«

»Das ist meine Vermutung. Uns wurde gesagt, wir sollen uns auf die innere Seite der Unterhose konzentrieren beim Entfernen der Substanz.«

»Wer hat das gesagt? Makshakov?«

Grozev rieb sich die Stirn mit der Innenseite seiner Hand und nickte wissend.

»Ja.«

»Ich schreibe es auf. Die Innenseite der Unterhose. Ok ... war es die grau gefärbte Unterwäsche, erinnerst du dich?«

»Blau ... aber ich bin mir nicht sicher.«

»Glaubst du, dass es ein Fehler war, so vorzugehen?«, fragte Nawalny.

»Das kann ich nicht beurteilen.«

Nawalny blieb der strenge Vorgesetzte, »Du sollst es nicht beurteilen. Ich frage Dich nach Deiner Meinung.«

»Meine Vorgesetzten haben es entscheiden. Also war es richtig.«

»Nun, er hat es überlebt. Deswegen stellt sich die Frage, ob es tatsächlich richtig war. Verstehst du, was ich sage?«

»Ich habe bereits gesagt, dass sich die Umstände so entwickelt haben, wie sie sich entwickelt haben«, antwortete Kudryavtsev ein wenig verschnupft. »Die Substanz hat ihre Wirkung getan.«

»Ok, ich will Dich am Ende nochmal fragen, ob Du etwas zu dem Bericht noch hinzufügen möchtest, von dem Du denkst, dass es von Bedeutung sein könnte?«

»Ich glaube, das war wahrscheinlich alles. Wen werden Sie als Nächstes anrufen? Wenn es kein Geheimnis ist?«

»Es ist kein Geheimnis, aber ich würde es begrüßen, wenn Du jetzt nicht allen, die ich befragen will, irgendwelche Hinweise gibst«, sagte Nawalny streng.

»Ich brauche ihre ehrliche Meinungen und nicht irgendwelche erfundenen Erzählungen.«

»Ich werde mich an ihre Anweisungen halten. Mich hat wirklich keiner vorgewarnt. Weder Bogdanow noch Makshakov. Ehrlich gesagt, bin ich schockiert über einige der Fragen, die Sie mir stellen.«

»Konstantin Borisovich, wir sind alle schockiert«, entgegnete Nawalny ernst. »Stellen Sie sich meinen Schock vor! Ich kenne nichts davon. Meine Vorgesetzten riefen mich um fünf Uhr morgens an und sagten mir: Geh, finde heraus, was da schiefgelaufen ist. Und hier rufe ich dich an und stelle dumme Fragen. Ich weiß wirklich nicht viel, aber das ist mein Job. Jetzt werde ich alle deine Kollegen anrufen, und es wäre besser für dich, sie nicht anzurufen und ihnen zu berichten, was du mir erzählt hast. Nur so kann ich eine ehrliche Einschätzung ihrerseits erhalten.«

»Ich werde keine Details mitteilen«, versicherte Kudryavtsev ehrlich. »Aber ich werde Makshakov jetzt anrufen, er weiß doch Bescheid, oder?«

»Natürlich weiß er Bescheid. Ich sprach mit Makshakov, bevor ich Dich anrief.«

»Und Bogdanow gab Ihnen meinen Namen und die meiner Kollegen?«

»Richtig. Ich habe noch eine letzte Bitte. Es kann sein, dass ich dich wegen ein paar Details anrufen werde. Bleib also bitte in der Nähe des Telefons, in Ordnung?«

»Ja, ich bin immer verfügbar, Tag und Nacht. Ich habe diese Angewohnheit und nehme mein Handy

überall hin mit. Sogar auf der Toilette und wenn ich ein Bad nehme«, sagte er, dann folgte ein kehliges, fast kindliches Lachen, rau, beinahe befreiend, als hätte er vergessen, mit wem er sprach. Oder was er gerade preisgegeben hatte.

Nawalny ließ sich nicht anmerken, wie sehr ihn dieser Moment innerlich erschütterte. Er hatte einen Kugelschreiber in der rechten Hand, dessen blauer Schaft rhythmisch gegen sein Ohr tippte, als würde das metallene Klicken seinen Geist wach halten.

Er sah zu Grozev, der schräg neben ihm saß, in seiner typischen Haltung: halb über den Laptop gebeugt, ein leicht spöttisches Lächeln im Gesicht, als könne ihn in diesem Moment nichts mehr überraschen. Grozev hatte ein neues Dokument geöffnet, scrollte durch Anruflisten, blinkende Karten, Notizen. Dann zeigte er wortlos mit dem Finger auf etwas auf dem Bildschirm. Nawalny folgte dem Hinweis mit einem kaum sichtbaren Nicken.

Währenddessen hielt Maria Pevchikh das Smartphone ruhig in ihrer linken Hand. Die Kamera war auf Nawalnys Gesicht gerichtet, das sich im Licht des Bildschirms spiegelte.

Nawalny sog die Luft ein, als müsse er sich für den nächsten Schlag wappnen. Kudryavtsev blieb am anderen Ende, sein Atem kaum hörbar. Sein Lachen war verpufft, übrig war nur diese schwere, drückende Stille. Eine Stille, die wie ein Echo nachhallte, weil ein

Mann soeben ein Verbrechen offengelegt hatte, ohne zu verstehen, dass er sich selbst entblößt hatte.

»Ich verstehe, ich verstehe«, begann Nawalny. »Was ich aber immer noch nicht verstehe, ist Folgendes: Wurde die Substanz auf die Unterhose oder auf die Hose angebracht. Es gibt hier nämlich widersprüchliche Berichte darüber.«

»Makshakov kann Ihnen diese Frage genauer beantworten.«

»Ja, er wird es mir sagen, aber ich will es von Dir hören.«

»Ich weiß nicht. Wir bereinigten sowohl die Unterhose als auch die Hose und haben alles nach irgendwelchen Flecken abgesucht. Auf der Unterhose gab es keine sichtbaren Stellen. Es gab auch keine auf der Hose. Zumindest haben wir keine mehr entdeckt. Das waren dunkle Fleecehosen und die Unterhosen waren ja auch blau. Dort war nichts mehr.«

»Ich verstehe, ok, danke Dir, Konstantin Borisovich. Lass uns in Kontakt bleiben, ich muss dich vielleicht wieder anrufen.«

»Das war's?«

»Ja, wir sind fertig.«

»Maksim Sergeevich?«

Nawalny reagierte eine Sekunde zu spät auf seinen Tarnnamen, weil er in Gedanken schon weiter war und überlegte, wie sie die Geschichte gleich aufbereiten würden.

»Hallo?«

»Ja, ja. Ich höre Dich.«

»Entschuldigen Sie die Frage. Ist das eigentlich in Ordnung, dass wir über eine ungesicherte Leitung sprechen?«

Nawalny winkte ab. »Es wurden ja keine Geheimnisse diskutiert. Dies ist eine außergewöhnliche Situation und ich habe die Erlaubnis von Bogdanow, dass wir dies über eine ungesicherte Linie führen dürfen.«

»Also weiß er davon?«

»Ja, ja.«

»In Ordnung.«

»Viel Glück. Auf Wiedersehen.«

Nawalny beendete das Gespräch und überprüfte, ob die Leitung wirklich tot war. Sein Blick blieb noch einen Atemzug lang auf dem kleinen Display haften, dann drehte er sich langsam zur Seite und ballte seine rechte Hand zur Faust. Die Finger bebten leicht, nicht vor Wut, nicht vor Erschöpfung, sondern vor einer Mischung aus Triumph und Ungläubigkeit. Er hatte es getan. Er hatte einem Agenten des FSB eine vollständige Aussage entlockt. Am helllichten Tag. In einem improvisierten Studio mitten in Berlin.

Einen Moment lang war der Raum still, so still, als hätte jemand den Ton der Welt heruntergedreht. Kein Klicken der Tastaturen, kein Summen der Geräte, kein Flüstern. Die Augen aller waren auf Nawalny gerichtet. Und auf seine Faust.

Dann explodierte die Spannung, die sich über Stunden aufgestaut hatte, mit der Wucht eines Vulkanausbruchs.

Es brach aus Grozev heraus. Ein Lachen, trocken, kehlig, fast ungläubig. Nicht übermütig, nicht verspottend. Eher so, als müsse er durch das Lachen den Druck in seiner Brust loswerden.

»Wie hast du das geschafft?«, schrie er und hielt seine Hand hoch, in die Nawalny mit einem high five einschlug. »Das war genial.« Dann sprang er von seinem Stuhl auf, riss beide Fäuste in die Höhe. Nawalny folgte seinem Beispiel und schaute sich die Tafel der Verdächtigen hinter ihm an. »Jetzt wissen wir alles. Moskau vier. «

»Oh, my fucking god«, sagte Grozev und schlug sich mit der Hand an die Stirn.

Nawalny zeigte auf das Bild von Kudryavtsev. »Er ist kein Schlägertyp. Er ist Chemiker.«

Pevchikh versteckte sich bis zur ihre Nase in ihrem blauen Wollpulli und starrte vor sich her, als hätte sie von einem Sechser im Lotto erfahren.

»Unfassbar«, rief Grozev. »Er hat die ganze Geschichte ausgeplaudert.«

Nawalny setzte sich wieder und knackte mit seinen Fingern. »Ich glaube sie werden ihn umbringen.«

Grozev zeigte auf seinen Bildschirm. »Nach dieser Sache wirst du Präsident. Da führt kein Weg vorbei.«

Nawalny lachte und balancierte einen Stift. »Jetzt werden sie mich definitiv umbringen.«

Pevchikh verschränkte die Arme hinter ihrem Kopf.
»Der arme Kudryavtsev.«

»Bieten wir ihm an überzulaufen«, schlug Grozev vor. »Aus humanitären Gründen müsste man das eigentlich machen.«

Ein kurzes, trockenes Lachen ging durch die Runde. Galgenhumor war das Einzige, was sie an diesem Punkt vor dem Wahnsinn bewahrte.

»Der wird morgen im Graben landen. Die liquidieren ihn«, meinte Pevchikh ernst.

Grozev drehte sich zu seinem Laptop, schlug mit zwei Fingern schnell eine Tastenkombination und begann, die Aufnahme zu sichern. Mehrfach. Auf mehreren Festplatten. Externen Servern. Nichts durfte verloren gehen. Nicht jetzt.

Jubel. Gelächter. Ein High-Five jagte das Nächste.

Banse fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Ich werde nie wieder eine Boxershort ansehen können, ohne an diesen Moment zu denken.«

Nawalny lächelte, den Blick in die Luft gerichtet, als würde er dort nach Worten suchen. Worte für das Unaussprechliche. Es war kein Lächeln auf seinem Gesicht, aber ein Glanz in den Augen. Kein Jubel, keine Euphorie. Eher eine stille, gezähmte Genugtuung. Der Staat, der ihn vergiftet hatte, war soeben durch die eigene Hand bloßgestellt worden. Nicht in einem geheimen Prozess, nicht in einem geschwärzten Bericht, sondern in einem lächerlich banalen Telefonat.

Er drehte sich zu Grozev, sah ihn ernst an. »Hast du die Reaktion gesehen, als ich ›Flasche‹ sagte?«, fragte er. Grozev nickte, die Augen weiterhin auf den Monitor gerichtet. »Er hat gezögert. Kurz. Dann widersprochen. Und sich später doch verplappert.«

»Er ist nicht der Hellste in der Truppe«, sagte Grozev knapp. »Aber genau das macht ihn so wertvoll. Er glaubt noch, er redet mit Patruschews Büro. Das hier ist ein Paradebeispiel für Überidentifikation. Er will gefallen. Er will sich erklären. Er glaubt, Loyalität lässt ihn überleben.«

Pevchikh Stimme war ruhig, fast andächtig. »Er hat gerade gestanden, dass sie deine Unterwäsche mit Nowitschok präpariert haben. Dass sie deinen Tod geplant und vorbereitet haben und zwar nicht als Einzeltäter, nicht als Amoklauf. Sondern als Operation des Staates.«

Nawalny sah sie an. Für einen Moment zitterte sein Kinn. Nicht vor Rührung, sondern vor der Gewalt der Wahrheit. Alles war bestätigt. Alles, was sie vermutet, was sie rekonstruiert hatten. Es war zu einer Realität geworden, mit einer Stimme aus dem Inneren des Systems.

Banse realisierte langsam, dass er Teil von etwas Historischem geworden war. Er hatte sich während des Anrufs kaum gerührt, hatte jede Silbe von Kudryavtsev wie ein Forensiker seziert, als lausche er einem gesuchten Serienmörder bei der Selbstanzeige.

Jetzt atmete er hörbar aus, fuhr sich mit der Hand durch den dunklen, lockigen Schopf, und trat an Grozev heran. Wortlos streckte er ihm die Faust hin. Grozev grinste, schlug ein, fest.

»Gut gearbeitet, Lars«, murmelte er. Banse nickte knapp.

Er war nicht der Typ für große Emotionen, aber die Spannung war selbst in seiner Miene nicht mehr zu übersehen. Der deutsche *Bellingcat*-Mann hatte Stunden damit verbracht, die Nummern zu verifizieren, Verbindungen zu bestätigen, Metadaten zu prüfen. Und jetzt war all das Wirklichkeit geworden. Der Plan hatte funktioniert. Der Mann hatte gestanden.

Dann machte er sich Notizen. Schon während des Gesprächs hatte er alles mitgeschrieben: Namen, Zeitpunkte, Aussagen. Jetzt vervollständigte er das Bild. Die Details würden später entscheidend sein. Für die Analyse. Für die juristische Bewertung. Vielleicht für einen Prozess.

Aber für diesen einen Moment erlaubte sich selbst Lars Banse ein Lächeln. Kurz. Fast unsichtbar. Doch echt.

14. Dezember bis 16. Dezember 2020 – Berlin

Am 14. Dezember 2020 war Berlin grau, zäh und verschwiegen. Kein Nebel, aber der Himmel lag wie Blei über der Stadt, als würde selbst das Wetter den Atem anhalten.

Auf CNN lief der Countdown. Der Spiegel hatte den Titelschirm vorbereitet. The Insider wartete mit der finalen HTML-Freigabe. Und bei *Bellingcat* prüfte Christo Grozev ein letztes Mal die Zeitzonen, bevor das Embargo fiel.

Um Punkt 13:00 Uhr Mitteleuropäischer Zeit, 15:00 Uhr in Moskau, sollte die Bombe platzen.

Bellingcat hatte sich durch den Morast von russischen Datenbanken und Telefondaten gewühlt, die sie auf dem Schwarzmarkt gekauft haben. Sie verglichen diese dann mit GPS-Koordinaten, Anrufverläufen und Buchungen. Eigentlich eine unvorstellbare Verletzung der Privatsphäre, die in Russland paradoxerweise zum Alltag gehörte. Lustigerweise waren die meisten Daten nicht mal geheim. Mit einem guten Algorithmus und Geduld konnte man in den russischen Netzwerken alles finden. Für hundert Dollar bekam man Telefonnummern, Wohnadressen, selbst Blutgruppen.

Und das Team von *Bellingcat* wusste, wo es suchen musste.

Der Countdown war abgelaufen. Die Artikel waren online. CNN startete eine Sondersendung. Der Spiegel

veröffentlichte Screenshots und Passkopien des Killer-Kommandos. Die Bombe explodierte in alle Himmelsrichtungen.

Jeder, der an dieser Geschichte gearbeitet hatte, spürte: Das war mehr als ein Scoop.

Es war ein Schlag gegen das System.

Es war Krieg.

Informationskrieg.

Ein einziger Anruf und der Mut einer kleinen Gruppe hatte ein ganzes System öffentlich bloßgestellt.

Auf eine Art, die man nicht mehr zurücknehmen konnte.

Und der russische Staat? Der reagierte wie immer.

Mit Abstreiten.

Mit Propaganda.

Aber die Beweise waren zu klar. Die Bilder zu scharf. Die Stimmen zu eindeutig.

Was Kudryavtsev am Telefon sagte, passte nahtlos zu dem, was führende Chemiewaffenexperten bereits vermuteten: Die Idee, ein Nervengift vom Typ Nowitschok so zu dosieren, dass es nicht sofort tödlich wirkte, war absurd. Nowitschok war keine Waffe für Warnschüsse.

Es tötete oder es ging schief.

Noch brisanter war Kudryavtsevs Verweis auf eine »frühere Operation« gegen Nawalny in Kirow. Diese Aussage war kein leeres Gerede. Die Reisebewegungen des FSB-Teams bestätigten alles: Bereits im Januar 2017 und somit drei Wochen, nachdem Nawalny seine

Präsidentschaftskandidatur erklärt hatte, begann das Team von Tayakin, Nawalny systematisch zu verfolgen. Kudryavtsev war zweimal in Kirow. Das erste Mal mit dem Zug am 16. Januar, einen Tag bevor Nawalny per Flugzeug ankam. Das zweite Mal am 23. Januar. Rechtzeitig zu Nawalnys zweiter Reise. Ob diese Einsätze bereits konkrete Mordversuche waren oder nur Teil einer langfristigen Vorbereitungsoperation, blieb offen. Doch dass der FSB bereits Jahre vor dem Anschlag Jagd auf Nawalny machte, war nun dokumentiert.

Kudryavtsev Reisen nach Omsk warfen Fragen auf. Am 25. August 2020, fünf Tage nach Nawalnys Vergiftung, flog er in die Stadt. Anfang Oktober kehrte er zurück. Während seines ersten Besuchs telefonierte er mit Vasily Kalaschnikow, einem Spezialisten für Gaschromatographie und Massenspektrometrie am kriminaltechnischen Institut des FSB. Kudryavtsev räumte ein, dass Kalaschnikow ihn vor Ort unterstützt hatte. Es ging darum, Rückstände von Nowitschok auf Nawalnys Kleidung zu beseitigen.

Besonders erschütternd war eine Einzelheit. Als Kudryavtsev gefragt wurde, wo das Gift aufgetragen worden sei, antwortete er ohne Zögern: »Den Schritt der Unterhose.« Experten vermuteten, dass das Nervengift auf die Innenseite der Nähte gelangt war. Die Überwachungskameras im Hotel, erklärte Kudryavtsev, seien abgeschaltet worden. Standardprozedur.

Seine Aussagen zeichneten das Bild einer Operation, die weit über einzelne Täter hinausging. Die Befehlskette führte nach seinen Angaben zu Oberst Stanislaw Makschakow, dem stellvertretenden Direktor des FSB-Instituts für Forensik. Auch die Namen Alexandrov, Osipov, Shvets und Tayakin passten zu den Bewegungsprofilen und Metadaten, die das Rechercheteam um Grozev und Banse bereits ausgewertet hatte.

Die Männer reisten getrennt, unter falschen Identitäten und mit zeitlichem Abstand. Sie wussten nur, was sie für ihren jeweiligen Auftrag wissen mussten. Niemand erhielt das Gesamtbild. Fragen waren nicht vorgesehen. Das Gift hatte keinen Namen, die Operation keine offizielle Existenz.

Vor Ort arbeiteten sie mit lokalen FSB-Einheiten zusammen, darunter den UBT-Kommandos des zweiten Dienstes. Telefonaufzeichnungen stützten Kudryavtsevs Aussagen: Osipov und Alexandrov hatten nach ihrer Ankunft lokale Kontakte angerufen. Eine Rückwärtssuche über Online-Verzeichnisse führte zu Telefonnummern, die entsprechenden Einheiten zugeordnet waren. Die Männer, die Nawalny beschatteten, bewegten sich nicht außerhalb des Systems. Sie wurden von ihm unterstützt.

Doch gerade die interne Abschottung machte die Operation schwer durchschaubar. Kudryavtsev kannte keine vollständigen Pläne, keine übergeordneten

Entscheidungen. Er wusste, was er wissen musste, und erledigte seinen Teil. Seine Aufgabe war das Aufräumen, das Beseitigen von Spuren. Dabei verriet er mehr, als seine Auftraggeber je beabsichtigt hatten.

Aus Bewegungsdaten, Telefonverbindungen und beiläufigen Aussagen entstand ein Gesamtbild.

Kein Geheimdienstbericht hätte es deutlicher machen können.

Das Räderwerk war sichtbar geworden, seine Verbindungen lagen offen.

Was jahrelang im Schatten gearbeitet hatte, stand plötzlich im Licht.

Nicht mehr als Vermutung, sondern als Spur aus Namen, Daten und Verbindungen, die sich nicht länger voneinander trennen ließen.

17. Dezember 2020 – Moskau

Die Bühne war gemacht. Die Journalisten, handverlesen, saßen weit voneinander entfernt in einem Raum, der eher an ein Fernsehstudio erinnerte als an einen Ort für offene Fragen. Alles war choreografiert: das Licht, die Kamerawinkel, die Wortmeldungen. Und ganz vorn, überlebensgroß auf einem Bildschirm, saß er: Wladimir Wladimirowitsch Putin.

Keine Miene zu viel.

Keine Geste dem Zufall überlassen.

Nur kalte Präzision.

Wie ein Mann, der weiß, dass er nicht antworten muss, sondern einer der diktiert.

Die Fragen waren vorselektiert. Die Antworten längst geschrieben. Und doch lag eine Spannung in der Luft, die sich nicht kontrollieren ließ. Denn der Name Nawalny war nicht totzukriegen.

Seit Tagen beherrschte er die internationale Presse. CNN, The Guardian, Der Spiegel und selbst das Weiße Haus hatte sich geäußert. Mit jedem neuen Bericht über die FSB-Agenten, die ihn verfolgt, vergiftet, beinahe getötet hatten, wurde der Kreml nervöser.

Und dann fiel die Frage.

Ein junger Journalist, entweder mutig oder irre, fragte nach dem Elefanten im Raum. Nach den

Enthüllungen von *Bellingcat*, nach den Namen, den Telefonnummern, den Reiseplänen.

Putin lächelte dünn.

Hob leicht die Augenbrauen.

Und antwortete mit einem Satz, der so zynisch war, dass er wie ein Geständnis klang:

»Wer ist er schon? Wenn man das gewollt hätte, dann hätte man es auch zu Ende geführt.«

Stille. Es war keine Verteidigung. Es war eine Demonstration von Verachtung. Eine Drohung, in rhetorische Watte gepackt. Eine Botschaft an alle, die zuhörten: Wenn wir es gewesen wären, wäre Nawalny auch tot.

Putin legte nach. Sagte, das Material stamme »von amerikanischen Geheimdiensten«. Dass Nawalny mit solchen Quellen arbeite, rechtfertige seine Überwachung. Das sei ganz normal. Aber das bedeute noch lange nicht, dass man ihn vergiften müsse.

Der Subtext war brutal deutlich: Wir beobachten Dich. Wir wissen alles über Dich. Und wenn es nötig sein wird, werden wir handeln.

Putins Auftritt wirkte wie aus einer anderen Zeit gefallen. Während die Welt über digitale Beweise sprach, über IP-Telefonie, Metadaten, Geolocation, redete er von »angloamerikanischen Provokationen«. Während die Wahrheit live gestreamt wurde, klammerte sich der Kreml an ein Drehbuch von 1983.

Doch genau das machte Putin so gefährlich. Weil er noch immer glaubte, man könne Kontrolle durch

Einschüchterung ersetzen. Dass ein Lächeln und ein Halbsatz genügten, um Angst zu säen.

Nawalny baute diese Aussagen in sein Youtube-Video ein und konterte, wie er es immer tat: mit Fakten, Humor und Wut.

Am 21. Dezember veröffentlichte er das Video des Gesprächs mit Kudryavtsev auf seinem YouTube-Kanal. Millionen sahen es weltweit.

Am Ende des Videos wandte er sich direkt an die Menschen, die ihn gerettet hatten: den Piloten, die Ärzte, das Flughafenpersonal in Tomsk. Sie waren seine Helden. Die wahren Russen. Die, für die es sich zu kämpfen lohne.

»Ohne euch wäre ich tot«, sagte er. »Und deshalb werde ich nicht aufgeben.«

Am anderen Ende der Welt, in Washington, atmete das neue Machtzentrum erleichtert auf. Das Biden-Team klopfte sich gegenseitig auf die Schultern, als hätten sie nicht nur eine Wahl gewonnen, sondern ein ganzes Land von einem Fieber erlöst. Am 3. November hatten sie das Udenkbare geschafft: gegen alle Prognosen, gegen die Lügenmaschinen, gegen den Mann, der sich für unbesiegbar hielt. Trump war geschlagen.

Am 14. Dezember bestätigten die Wahlmänner offiziell den Sieg, ein Ritual, das plötzlich wie ein heiliges Sakrament wirkte. Für einen Augenblick war Amerika wieder demokratisch, zivilisiert, fast feierlich.

Putin wirkte, als hätte ihn das Schicksal selbst in den Ring gezerrt. Die präzisen Schläge in die Nieren und der Aufwärtshaken ließen den ehemaligen Meisterspion in die Ecke taumeln. Der alte Meister der Schatten taumelte, als hinge er in einer verrauchten Boxhalle an ausgefranst Seilen. Das rechte Auge klaffte offen wie ein geplatzter Reifen, und kein Arzt der Welt konnte die Wunde noch kleben. Ein Imperium schien im Rückwärtsgang, seine Architektur aus Angst und Gasdollars begann Risse zu zeigen.

Doch das war nur die Oberfläche.

Was niemand in Washington ahnte, was selbst die euphorischen Analysten in ihren Think Tanks übersahen: Das Pendel, das sie triumphierend ausschwingen sahen, hatte längst begonnen zurückzuschwingen. Unsichtbar, lautlos, wie eine Bewegung im Schatten.

Und wenn es zurückschlug, dann nicht langsam und berechenbar, sondern mit der Wucht eines Vorschlaghammers, der ganze Systeme zerschmettert.

Anfang Januar 2021, irgendwo in Deutschland

Der Zug aus dem Schwarzwald fuhr durch ein Deutschland, das noch schlief.

Alexej Nawalny saß am Fenster des leeren Abteils, die Beine locker ausgestreckt, das Telefon zwischen beiden Händen. Auf dem Bildschirm tauchten verpixelte Gestalten aus grauen Gebäuden auf. Er schoss sie nieder, eine nach der anderen. Sie verschwanden in einem Sprühregen aus pixeligem Blut. Ein Spiel mit einfachen Regeln. Wer schneller war, überlebte.

Und er war immer schnell genug.

»Call of duty« war die Entspannung, die er während der Fahrt gerade brauchte. Die Kopfhörer dämpften die Geräuschkulisse dieser frühen Stunde. Das Rattern der Räder auf den Schienen, das Rauschen der Heizung, das gedämpfte Stöhnen der Waggonverbindungen, wenn der Zug in einer Kurve arbeitete. Die Geräusche eines Landes, das ihn durch seine Landschaft trug.

Gleichmäßig, verlässlich, ohne Fragen.

Draußen war die Welt weiß.

Nicht das Weiß einer Postkarte, nicht das helle, glänzende Weiß von Kindheitserinnerungen, sondern das gedämpfte, bläuliche Weiß eines süddeutschen Januarmorgens, der sich noch nicht entschieden hatte, ob er zum Tag werden wollte. Felder, flach und endlos, unter einer Schneedecke, die das Licht der Dämmerung

reflektierte, ohne es zu verstärken. Baumreihen am Horizont, schwarz und präzise wie Striche auf einem Blatt Papier. Gelegentlich ein Dorf, dessen Fenster noch dunkel waren.

Nawalny tippte, wischte, schoss. Das Telefon vibrierte kurz, eine Benachrichtigung, die er ignorierte.

Er dachte an Putin.

Nicht mit Hass, weil Hass seine Energie verbrauchte, die er für andere Dinge brauchte, sondern mit der kühlen analytischen Aufmerksamkeit, die er sich in Jahren angewöhnt hatte. Die Art von Aufmerksamkeit, mit der man über ein Schachproblem nachdachte.

Putin war ein Mann, der Signale las und auf Signale reagierte. Das Signal, das Nawalny jetzt sendete, war das klarste, das er je gesendet hatte: Er kam zurück.

Er stellte sich vor, was in den Büros hinter den roten Mauern gerade besprochen wurde, in diesen frühen Morgenstunden, in Räumen, die er nie betreten hatte und deren Atmosphäre er sich trotzdem vorstellen konnte. Er hatte fast sein ganzes Leben damit verbracht, die Männer zu studieren, die dort saßen.

Männer, die keine Entscheidung trafen, ohne alle Konsequenzen abgewogen zu haben, die keine Handlung zuließen, die ihnen nicht nutzte, und die Nawalnys Rückkehr als das verstanden, was sie war: nicht die Rückkehr eines einzelnen Mannes, sondern eine Geste, eine öffentliche, unwiderrufliche Geste, die sagte: Ihr habt mich vergiftet, und ich komme trotzdem zurück.

Eine größere »Fickt euch hart«-Geste hat es in der Geschichte der »Fickt euch hart«-Gesten noch nicht gegeben.

Er musste unwillkürlich lächeln bei dem Gedanken an ein Banner, das Putin gerne aufhängen würde. Ein großes, rotes Banner über dem Kreml, in der Art, wie die Sowjets ihre Parolen aufgehängt hatten.

Weithin sichtbar, unübersehbar:

NAWALNY!

KEHR NICHT ZURÜCK.

Als ob ein Banner etwas veränderte.

Als ob Worte auf Stoff Realitäten schufen, die ohne sie nicht existierten.

Putin dachte so.

Nawalny hatte das immer gewusst.

Dieser Glaube an die Macht der öffentlichen Behauptung, an die Magie der inszenierten Tatsache. Es war gleichzeitig das Schwächste und das Stärkste an Putin. Dieser Glaube, die Wirklichkeit durch ihre Darstellung ersetzen zu können.

Das Telefon vibrierte erneut. Er legte es auf den Schenkel und sah aus dem Fenster.

Der Zug verlangsamte sich nicht. Er fuhr durch das Weiß, gleichmäßig, unbeeindruckt, von der Außenwelt.

Nawalny sah auf sein Spiegelbild in der Scheibe, das das vorbeiziehende Schneeland hinter sich trug wie eine Projektion, und dachte, dass er müde war, nicht körperlich, sondern mit der Müdigkeit eines Mannes, der zu lange über denselben Gegner nachgedacht hatte

und der trotzdem nicht aufhörte, weil Aufhören keine Option war, die er je ernsthaft erwogen hatte.

Er hob das Telefon und erledigte zehn weitere Pixelsoldaten, die sich ihm in den Weg stellten.

Der Zug fuhr weiter. Berlin kam näher. Irgendwo hinter dem Horizont wartete ein Flugzeug, das nach Moskau flog.

Nawalny wusste, was ihn dort erwartete. Sie würden ihn einsperren. Möglicherweise Isolationshaft. Vielleicht würden sie einen weiteren Mordanschlag auf ihn verüben.

Aber er hatte noch einen Joker in der Hinterhand.

Die Wut des russischen Volkes und die Korruption der derzeitigen russischen Regierung.

17. Januar 2021 – Berlin, The Mandala Suites

Die Friedrichstraße zog sich durch das Herz des ehemaligen Ost-Berlin wie eine Narbe, die man mit Glas, Stahl und Geld überzogen hatte. Kaufhäuser, Restaurants, Bürogebäude. Alles glänzte, alles wirkte neu. Die Stadt gab sich Mühe, ihre Vergangenheit loszuwerden. Doch unter den Fassaden lagen die alten Pflastersteine, und die wussten noch, was hier gewesen war.

Die Mandala Suites, Friedrichstraße 185 bis 190, hielten Abstand zur Straße. Kein protziger Auftritt, keine Einladung an die Vorübergehenden. Das Haus musste niemandem etwas beweisen. Es versteckte sich nicht. Es hatte es schlicht nicht nötig, aufzufallen.

Die Eingangshalle war hoch und schmal, mit dem Charakter eines Berliner Gründerzeitgebäudes, das man behutsam modernisiert hatte. Der Boden war dunkles Parkett, das unter Schritten kaum Geräusche machte. Die Beleuchtung war warm und vermittelte Vertrautheit und ein Stück Heimat. Es war nicht das gleichmäßige, neutrale Licht von Kettenhotels, sondern Licht, das Reisende willkommen hieß, die erschöpft ankamen und nervös auf eine Weiterfahrt warteten.

An den Wänden von Nawalnys Suite hing zeitgenössische Kunst. Geschmackvoll, unaufdringlich, ohne den Ehrgeiz, irgendjemanden zu beeindrucken. Hohe Decken gaben dem Raum Luft. Die Fenster blickten auf die Friedrichstraße und die Dächer dahinter. Über

Berlin lag ein winterlicher Himmel, blass und hart wie altes Eis.

Im Wohnbereich standen zwei Sofas. Dazwischen ein langer Esstisch aus hellem Holz, längst kein Möbelstück mehr, sondern das operative Zentrum der Suite. Notizblöcke, Laptops, Kaffeetassen. Papierstapel, die im Laufe der Nacht gewachsen waren. Gespräche, die sich bis in die frühen Morgenstunden gezogen hatten und deren letzte Sätze noch zwischen den Dingen zu hängen schienen.

Das Schlafzimmer war durch einen halboffenen Durchgang vom Wohnbereich getrennt. Mit einem breiten Bett, dessen Bettwäsche in diesen Nächten selten lange unberührt geblieben war, weil der Schlaf in Nawalnys letzten Berliner Tagen ein knappes Gut gewesen war, das er rationierte wie alles andere. Auf dem Nachttisch lag ein Buch, aufgeschlagen, mit einem Kassenbon als Lesezeichen, und daneben sein Telefon, das auch im Schlaf leuchtete. Ein Handy, das nie aufhörte, Nachrichten zu empfangen aus einer Welt, die nicht schlief.

Nawalny hatte in den letzten Tagen viel gearbeitet. Der Schreibtisch am Fenster war sein Platz geworden und er schaute immer wieder herunter auf die Straße, wo Menschen in Masken vorbeigingen und nicht ahnten, wer sie von oben beobachtete. Er hatte Texte geschrieben, Anweisungen hinterlassen, Gespräche geführt, die keine Abschiedsgespräche sein sollten und

es trotzdem waren, weil alle in diesem Zimmer wussten, was die Rückkehr nach Moskau bedeutete.

Alle verstanden, warum er zurückkehren musste.

Bis auf Dasha.

Sie hatten den letzten Abend zu dritt verbracht. Alexej, Julija und ihre Tochter. Sie hatten gegessen, geredet, sich an belanglosen Dingen festgehalten. Über das, was in den nächsten Tagen geschehen würde, sprachen sie kaum. Alexej wollte Dasha nicht mit seinen Ängsten belasten. Vielleicht wollte er sich selbst einreden, dass es noch etwas gab, das er ihr ersparen konnte. Also fragte er nach ihrem Leben, hörte zu, lächelte an den richtigen Stellen. Ein Vater, der versuchte, Vater zu sein, während draußen längst andere über sein Schicksal entschieden hatten.

Dasha durchschaute ihn. Sie wusste, warum er zurückging. Sie wusste auch, dass er lieber starb, als sich von Putin brechen zu lassen. Aber Wissen machte den Abschied nicht leichter.

In der Tiefgarage umarmte sie ihn lange. Dann stieg sie in den Uber. Als der Wagen anfuhr, sah sie nicht zurück. Sie wusste nicht, ob sie es sonst geschafft hätte.

Sie hatten sie sich alle in der Suite von Nawalny versammelt. Leonid Wolkow, Kira Jarmysch und Olga Michailowa, Nawalnys Anwältin.

Michailowa saß bereits auf dem Sofa. Ruhig, die Hände im Schoß, mit der Haltung einer Frau, die Abschiede kannte und gelernt hatte, ihnen nicht mehr

anzusehen, was sie kosteten. Neben ihr lag eine geschlossene Aktenmappe. Niemand hatte sie geöffnet.

Kira stand am Fenster und blickte hinunter auf die Friedrichstraße. Unten schoben sich Menschen durch den Januartag, mit Einkaufstaschen, Telefonen am Ohr, den Gedanken bei Dingen, die morgen noch wichtig sein würden. Sie beneidete sie darum.

Wolkow kam als Letzter. Den Mantel trug er noch, als hätte er vergessen, dass er ihn überhaupt anhatte. Sein Gesicht war grau vor Müdigkeit. Er zog den Mantel aus, legte ihn über einen Stuhl und blieb mitten im Raum stehen.

»Ich soll euch etwas ausrichten«, sagte er schließlich.
»Von meiner Mutter.«

Der Raum wurde still.

»Sie sagt, man soll sich setzen, bevor man aufricht. Kurz, nur einen Moment. Das bringt Glück.« Er machte eine kleine Pause. »Es ist ein alter Brauch. Sie hat ausdrücklich darum gebeten.«

Nawalny sah Wolkow an, dann die anderen. Im Raum lag die leise Wärme einer Zuneigung, die sich nicht erklären musste. Sie war da, in den Blicken, im Schweigen, in den kleinen Gesten, die mehr verrieten als jedes Bekenntnis.

Die Liebe einer Mutter, die ihm etwas mit auf den Weg geben wollte, für das ihr die Worte fehlten. Die Ironie eines Mannes, der den Aberglauben durchschaute und ihm dennoch seinen Platz ließ. Und darunter, tief verborgen, beinahe unsichtbar, jene

weiche, verletzte Seite, die Nawalny gewöhnlich hinter Witz und Trotz verschloss.

Er wusste, wie gefährlich es war, anderen zu zeigen, was einem etwas bedeutete. Wer seine Schwächen kannte, wusste auch, wo er ansetzen musste. Doch hier, zwischen Menschen, die ihn lange genug begleitet hatten, um hinter seine Masken zu sehen, verlor diese Vorsicht für einen Augenblick ihre Macht. Was blieb, war keine politische Überzeugung und kein Mut zur Pose.

Es war die schlichte, schmerzhafteste Liebe zu Menschen, von denen er sich verabschieden musste.

Er setzte sich.

Einer nach dem anderen setzte sich auf die Betten im Schlafzimmer. Julija setzte sich neben Nawalny, ihre Knie berührten sich. Sie sagte nichts.

Das Zimmer war still. Berlin lag hinter den hohen Fenstern im Januarlicht, grau und ruhig und gleichgültig, wie Berlin immer war.

Sie saßen vielleicht dreißig Sekunden. Vielleicht eine Minute. Niemand zählte.

Dann stand Nawalny auf, nahm seine Jacke vom Haken neben der Tür, und sah sich noch einmal um, kurz.

»Gut«, sagte er. »Dann fahren wir.«

Der Himmel lastete wie Blei auf Berlin, als Alexej Nawalny an jenem Januarnachmittag durch das Terminal des BER ging. Das Neonlicht ließ die Gesichter der

Reisenden blass und müde erscheinen. Auf seinem eigenen lag der Schatten einer schlaflosen Nacht. Die graue Maske verdeckte Mund und Kinn, nicht aber seine eisblauen Augen. Sie waren wach, beinahe unheimlich ruhig. Entschlossenheit lag darin, vielleicht auch Trotz.

Er trug einen olivgrünen Parka und einen grauen Schal. Nichts an ihm fiel auf. Ein Mann unter Hunderten, unterwegs zu einem Flug.

Julija Nawalnaja ging mit federnden Schritten an seiner Seite, ihr goldblondes Haar zu einem straffen Knoten gebunden. Sie trug einen grauen Mantel, den Kragen hochgeschlagen, und hatte die Hände fest ineinander verschränkt. Man sah ihr an, dass sie müde war, erschöpft von Monaten voller Angst und Erleichterung, Genesung und medialer Dauerpräsenz. Dennoch hielt sie ihren Rücken gerade, als wüsste sie, dass jedes ihrer Blicke von den Journalisten aufgezeichnet werden würde.

Ihr linker Arm streifte rhythmisch seinen rechten, wie ein stiller Morsecode ihrer Verbundenheit. Ihre Nähe war das unausgesprochene Versprechen, das sie sich in durchwachten Nächten gegeben hatten: gemeinsam zurück nach Russland.

Egal, was kommt.

Hinter ihnen: die Meute. Blogger mit fiebrigen Blicken, Aktivisten mit erhobenen Handys und Journalisten mit hektischen Fingern. Es war wie eine General-

probe für eine Hinrichtung im grellen Licht der Welt-
öffentlichkeit.

Die Flugbegleiterinnen der Pobeda-Fluglinie wirkten
angespannt, vielleicht weil sie die Identität ihres
prominentesten Passagiers kannten. Es war nicht nur
eine Maschine auf dem Weg nach Moskau. Es war ein
fliegendes Symbol für den Widerstand gegen ein
mörderisches Regime.

Wie Rocky im Ring gegen Ivan Drago.

Treffer um Treffer.

Knochenhart.

Gesicht geschwollen.

Die Welt sah zu und wartete auf den Knock-out.

Doch Rocky blieb stehen. Wankte. Fiel. Stand wieder
auf.

Und irgendwann, spät im Kampf, kam sie.

Eine saubere Gerade.

Kein Wunder.

Kein Sieg.

Aber der erste Schnitt im Gesicht der Maschine.

Der Moment, in dem Unbesiegbarkeit zur Lüge
wurde.

Genau so saß Nawalny in dieser Maschine. Nicht als
Sieger. Sondern als Beweis, dass das System ihn nicht
gebrochen hatte.

Er betrat das Flugzeug, und das Flugzeug stand auf.

Nicht sofort, nicht als eine einzige koordinierte
Bewegung, sondern in Wellen, von vorn nach hinten,

wie eine Reaktion, die sich durch ein System fortpflanzt, das darauf gewartet hat, ausgelöst zu werden. Telefone und die Kameras wurden hochgehalten über Köpfe und Schultern, kleine Bildschirme, die ein Gesicht einfingen, das die meisten von ihnen nur von Videos kannten. Dieser Mann stand jetzt, in der engen Röhre einer Passagiermaschine mit einem Trolley in der Hand und dem leicht amüsierten Ausdruck eines Mannes, der mit dieser Reaktion gerechnet hatte und sie trotzdem jedes Mal neu einschätzen musste.

Vereinzelter Applaus. Dann mehr. Nicht die tosende Begeisterung einer Kundgebung, sondern der gedämpfte, respektvolle Applaus von Menschen, die in Flugzeugsitzen standen und deren Bewegungsspielraum begrenzt war, was dem Ganzen etwas Rührendes gab, eine Wärme, die durch ihre Unbeholfenheit echter wirkte als jede inszenierte Ovation.

Die Stewardessen trugen alle Masken. Der zweite Winter der Pandemie hielt die Welt gefangen.

Die Masken der Stewardessen waren keine weißen Zweckmasken, keine medizinischen Einwegprodukte, sondern bedruckte Masken mit einem aufgemalten Lächeln. Rote Lippen auf weißem Stoff, die lächelten, auch wenn die echten Lippen dahinter es gerade nicht taten.

Es war ein freundlicher Gedanke gewesen, dieser Aufdruck und er erzeugte eine leichte Dissonanz, die Nawalny bemerkte und die er interessant fand.

Diese Welt, in der man sein Lächeln auf die Maske druckte, weil das Gesicht dahinter unzugänglich geworden war.

Er bewegte sich durch den Gang. Ein Reporter, der sich irgendwie in seine Nähe manövriert hatte, schob ein Mikrofon in seine Richtung.

»Fühlen Sie sich als heimkehrender Held?«

Nawalny sah ihn an, nicht unfreundlich, aber mit dem Ausdruck eines Mannes, dem die Frage vertraut war und der ihre Prämisse nicht teilte.

»Nein«, sagte er. »Als russischer Bürger mit dem Recht, nach Hause zurückzukehren.«

Er trat einen Schritt weiter. Ein anderes Mikrofon, eine andere Stimme. »Haben Sie keine Angst?«

Er schüttelte den Kopf, leicht, ohne Theatralik. »Nein. Ich fühle mich besser als in den vergangenen fünf Monaten.«

Er sagte es ohne Pathos, als würde er über das Wetter sprechen, und genau diese Beiläufigkeit gab der Antwort ihr Gewicht, weil jeder im Flugzeug wusste, was in diesen fünf Monaten gewesen war.

»Was erwarten Sie in Moskau?«

Nawalny lächelte, und obwohl er eine Maske trug, war das Lächeln in seinen Augen zu sehen, in den leichten Falten an den Augenwinkeln, in dieser spezifischen Aufhellung, die ein Gesicht verändert, wenn es sich amüsiert.

»Herrliches Wetter. Minus dreiundzwanzig Grad. Und ich freue mich, in meine Heimatstadt zurückzukehren.«

Gelächter, verstreut, gedämpft durch Masken, aber hörbar.

»Und dass die Staatsmacht verhindern will, dass Ihre Anhänger Sie am Flughafen begrüßen?«

Er hatte sein Gepäckfach erreicht. Er öffnete es, hob den Trolley, schob ihn hinein, mit der konzentrierten Beiläufigkeit eines Menschen, der eine Alltagshandlung ausführt, und sagte, ohne den Kopf zu drehen, mit dem Ton eines Mannes, der eine offensichtliche Tatsache feststellt: »Das ist seltsam. Unsere Regierung fürchtet sich ständig vor irgendetwas.«

Er schloss das Fach. Das Gelächter war diesmal weniger gedämpft.

Dann wandte er sich um, sah die noch immer stehenden Passagiere, die Telefone, die Kameras, die roten Lächeln auf den Masken der Stewardessen, und hob die Hand, eine ruhige, freundliche Geste, halb Bitte, halb Dank. »Bitte setzen Sie sich alle«, sagte er, »damit wir fliegen können.«

Nawalny saß am Fenster, neben Julija, hatte die Arme locker auf die Lehnen gelegt und sprach leise durch die medizinische Maske mit ihr. Wenn es möglich war und sie nicht von Reportern unterbrochen wurden, schauten sie zusammen Folgen der Zeichentrickfilmserie »Rick und Morty«.

In Nawalnys Augen lag ein Funkeln, das zugleich Trotz und Furchtlosigkeit verriet. Jeder, der ihn ansah, konnte spüren, dass er entschlossen war. Er kehrte zurück nach Russland. Nicht als Genesender, sondern als politischer Gegner, der seine Schlacht dort austragen wollte, wo sein Volk lebte.

Kira Jarmysch und Leonid Wolkow waren in Berlin geblieben und verfolgte am Laptop die Ereignisse, die sich am Flughafen abspielten.

Zwischen den Sitzreihen summte es leise. Journalisten schrieben, richteten Kameras aus, murmelten Kommentare in ihre Aufnahmegeräte. Manche hatten bereits erste Schlagzeilen entworfen: »Nawalny auf dem Weg zurück. Die Rückkehr ins Auge des Sturms«. Andere sprachen in ihr Handy, zeichneten Videos auf, die in wenigen Minuten in den sozialen Medien landen würden.

Julija legte ihre Hand auf die von Alexej. Er wusste, dass dieser Weg kein Heimflug war. Es war eine Rückkehr in die Schusslinie. Die Geschichte hatte ihn auf diesen Punkt getrieben, und der Flug nach Russland war ein Münzwurf in einen Abgrund.

»Was wird passieren?«, fragte Julija, kaum hörbar.

»Sie werden mich festnehmen«, sagte er sanft und drehte den Kopf zu ihr. Ein kaum sichtbares Lächeln leuchtete in den Augen. »Aber sie werden uns nicht brechen. Ich gehe dahin, wo ich gebraucht werde.«

Sie drückte seine Hand fester, und er spürte den Schmerz in ihrer Geste. Den Schmerz einer Frau, die

ahnte, dass ihr Mann sich in den Rachen des Löwen begab.

Draußen über den Wolken, während die Maschine auf Reiseflughöhe ging, löste sich die drückende Spannung für einen Moment. Nawalny griff nach einem Notizblock und begann, Gedanken aufzuschreiben. Worte über Verantwortung, über die Angst, die man überwinden müsse, über die Menschen, die ihm in Tomsk das Leben gerettet hatten. Journalisten warfen verstohlene Blicke auf seine Zeilen, doch er ließ sich nicht stören.

Als die Maschine in den russischen Luftraum eintrat, merkten die Passagiere es sofort: Ein leichtes Zittern ging durch die Reihen, ein geflüstertes Murmeln. Nawalny sah aus dem Fenster, blickte auf die unter ihm liegende Schneelandschaft Russlands.

Julija senkte den Blick, hielt seine Hand so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Olga Michailowa überprüfte ein letztes Mal alle juristischen Dokumente, die sie im Falle einer Verhaftung Nawalnys vorzeigen konnte.

Und während die Maschine sich dem Abstieg näherte, während Journalisten ihre Kameras neu ausrichteten und Tweets vorbereiteten, wusste jeder an Bord: Das hier war nicht nur eine Landung. Es war der Beginn einer Konfrontation. Ein Mann, seine Frau und ein kleines Team gegen ein Regime, das bereit war, sie alle zu verschlingen.

Die Ansnallzeichen blinkten auf. Die Maschine setzte zum Sinkflug an. Ein letztes Mal wechselten Nawalny und Julija einen Blick. In diesem Blick lag eine ganze Ehe, eine ganze Geschichte und das unausgesprochene Wissen, dass die kommenden Stunden ihr Leben unwiderruflich verändern würden.

17. Januar 2021 – Moskau

In Moskau tobte unterdessen ein ganz anderes Spiel. Am Flughafen Wnukowo, wo Nawalnys Maschine eigentlich landen sollte, standen Anhänger mit Bannern, Kameras und Hoffnung in den Gesichtern. »Willkommen zu Hause, Alexej«, war auf Schildern zu lesen.

Die Polizei war bereit.

Noch bevor das Flugzeug überhaupt den russischen Luftraum erreichte, begannen die Festnahmen.

Statt auf Wnukowo drehte die Maschine ab.

Umleitung, angeblich »aus logistischen Gründen«. Kurs Scheremetjewo.

Putin wollte keinen Heldenempfang. Keine Bilder für die Welt. Nur die Kälte einer Passkontrolle.

Die Maschine landete um 21:00 Uhr Moskauer Zeit. Umgeben von Journalisten, die jeden seiner Schritte live übertrugen, gab Nawalny zusammen mit Julija ein kurzes, aber kraftvolles Statement ab.

Es war eine Erklärung der Furchtlosigkeit, ein letzter Akt der Souveränität, bevor die Staatsmacht zugriff. Kurz darauf wurde er an der Grenzkontrolle festgenommen und in die Polizeistation von Chimki gebracht. Die Empörung war groß, die Verweigerung eines Anwalts ein weiterer Beweis für die Willkür des Systems. Die ersten Blogger zogen historische Vergleiche und nannten Namen wie Gandhi, Mandela, Sacharow. Nawalny war der neue politische Häftling von

Weltrang, geschaffen durch die Panik, Feigheit und Stümperhaftigkeit des Kremls.

Ein düsterer Raum.

Holzvertäfelung.

Neonlicht. Schnellverfahren. Noch am nächsten Tag.

Kein Verteidiger zugelassen.

Kein ordentliches Verfahren.

Die Anklage? Verstoß gegen Bewährungsaufgaben.

Die Strafe? 30 Tage Untersuchungshaft.

Doch in ganz Russland regte sich etwas.

Auf Twitter.

Auf den Straßen.

In den Herzen.

In Nowosibirsk hielten Aktivisten Kerzen hoch.

In Wladiwostok hissten sie Transparente an Brücken.

Und in Moskau brüllten Tausende: »Freiheit für Nawalny!«

Bereits am 18. Januar veröffentlichte Nawalny über sein Team eine Audio-Botschaft aus der Haft. Seine Stimme war klar, kühl und unzerbrechlich: »Ich fahre jetzt in die U-Haft. Euch sage ich: Habt vor nichts Angst. Fürchten darf man sich nur vor der eigenen Angst.«

Das Team verbreitete diesen Aufruf über Twitter, Telegram, YouTube. Innerhalb weniger Stunden ging er viral.

In Moskau. In Sibirien. In Wladiwostok.

Am 23. Januar strömten Zehntausende in mehr als 120 Städten Russlands auf die Straßen.

Transparente wurden entrollt: »Freiheit für Alexej«, »Nein zur Angst«, »Putin, hör auf uns zu töten!«

Junge Gesichter. Entschlossen. Studentinnen, Arbeiter jeglichen Alters, Familien mit Kindern. In Sibiriens Kälte, in Moskaus grauer Luft brannten die Proteste wie ein großes, beständiges Leuchten.

Die Behörden reagierten mit dem üblichen Systeminstrument: Gewalt.

Die Bereitschaftspolizisten der russischen Nationalgarde (OMON) kamen in geschlossener Formation, die Gesichter verhärtet, die Bewegungen aggressiv. Sie machten keine Anstalten, mit irgendjemandem zu verhandeln.

Polizeiketten riegelten Plätze ab.

Festnahmen in Massen. Mehr als 4.000 Menschen wurden allein in Moskau verhaftet.

Aktivisten, Marktverkäufer, Rentner wanderten wie Vieh eingesperrt in Zwangskäfige.

Doch auf den Straßen brannte die Stimmung weiter: trotz rostigem Einsatzwagen, blendendem Licht, Tränengaswolken. Ein letztes Hochgefühl.

Wir sind viele, wir sind ungebrochen.

Doch Nawalny hatte noch einen weiteren Pfeil im Köcher. Zwei Tage nach seiner Festnahme veröffentlichte er das Video »Ein Palast für Putin. Die Geschichte der größten Bestechung«. Ein Enthüllungsvideo, das millionenfach aufgerufen wurde und die landesweiten

Proteste weiter anfachte. Zehntausende gingen auf die Straße, um seine Freilassung und ein Ende der Korruption zu fordern, nur um von der Polizei gewaltsam aufgelöst und festgenommen zu werden.

86 Millionen Mal wurde das Video im Internet aufgerufen. Innerhalb einer Woche.

Sprungmarken explodiertem, Armbänder mit dem Hashtag »Navalny2021« tauchten auf.

Jeder Klick war ein kleiner Aufstand, jede Sekunde ein Sieg gegen die Furcht. Diesen Film hatte Nawalny bereits in Deutschland fertiggestellt und er würde die Menschenmassen weiter gegen Putin aufbringen, während er aus dem Gefängnis gegen das System wütete.

Nawalnys Rückkehr war ein Akt des Mutes, der die russische Gesellschaft aufrütteln und eine Welle der Empörung auslösen sollte, die nun durch das Land rollte mit der Wucht eines Tsunamis.

In Moskau brannten Kerzen an Kirchen, in Sibirien platzten Busse voll mit Aktivisten, die laut riefen: »Putin. Tritt zurück!«

Auf Telegram starteten Studenten eine Meme-Flut: Nawalny mit Maske, mit Hut, mit Laseraugen: »Er ist aus Deutschland zurückgekehrt. Und er lebt.«

Man postete Fotos von Zelten in öffentlichen Parks. Ballons wurden in den Himmel gelassen mit einem fetten Aufdruck: »Freiheit«. Nawalnys Team veröffentlichte Bewegungsdaten, wann welches Gericht Festnahmen durchgeführt hatte.

Alles vernetzt.

Alles Teil einer Bewegung.

Die Repression war massiv. In Moskau sperrte die Polizei das Universitätsviertel ab. In St. Petersburg verhaftete man einen Blogger, der ein Live-Video streamte. Doch die Straßen blieben voller Menschen, die keine Angst hatten, nur Entschlossenheit.

In Krasnojarsk wurde ein Bus voller Studenten durch eine Straßenblockade aufgehalten, die anschließend Parolen sangen, bis die Nacht einbrach.

In Minsk hätte man es eine Revolution genannt.

In Russland nannte es das Regime eine »Störung öffentlicher Ordnung«.

Währenddessen zirkulierte der Film über Putins Palast weiter, der sich goldene Klos einbauen ließ, die mehr kosteten als ein Malocher in Sibirien in einem Jahr verdienen würde.

Journalisten konvertierten Zahlen in Infografiken: 86 Millionen Views, 120 Städte, 50.000 Verhaftete innerhalb einer Woche.

Social-Media-Analysen zeigten, dass der Hashtag *#FreeNavalny* allein in Russland hunderttausend Mal pro Stunde genutzt wurde.

Die Welt drehte sich weiter.

Polizeireformen, Corona-Krise, Rassendebatten.

Aber auch russische Einflussnahme.

Am 14. Dezember 2020 war Biden offiziell bestätigt worden, alle Wahlmännerstimmen besiegelt. Die US-Regierung reagierte auf Nawalnys Verhaftung und prangerte diese an.

Der UN-Menschenrechtsrat rief zur sofortigen Freilassung auf. Die EU drohte mit Sanktionen gegen verantwortliche FSB-Beamte.

Deutschland tadelte die Einschüchterungsmaßnahmen: »Freiheit für Oppositionelle ist nicht verhandelbar.«

Spendenkonten der Nawalny-Stiftung füllten sich.

Die Geburt dieses Widerstandes war kein Feuerwerk. Es war ein stilles, kollektives Erwachen. Ein Herzschlag, der erst im Verborgenen pulsierte und dann so laut schlug, dass er die Mauern der Macht zum Beben brachte. Und in diesem Herzschlag lag die Erkenntnis, dass keine Mauer hoch genug, keine Lüge groß genug, kein Gefängnis stark genug sei, um ein Volk für immer zu knebeln.

Dass Hoffnung, einmal entzündet, nicht wieder erlischt.

In der eisigen Januarluft Moskaus erhob sich ein Satz wie ein erster Windstoß, der durch die Gassen fegte, bis er sich zu einem Sturm auftürmte:

Wir haben keine Angst mehr!!!

Die Rückkehr von Alexei Nawalny war kein Akt der Selbstaufgabe.

Sie war eine Kampfansage.

Ein Versprechen an Millionen, dass dieses Land mehr sein konnte als ein Friedhof aus Lügen und Schweigen.

Aber in einem System, das Tod und Angst verwaltete, wurden Versprechen nicht gebrochen.

Sie wurden ausgelöscht.

Nawalny war zurückgekehrt, um seinem Land etwas zurückzugeben, das man ihm über Jahrzehnte ausgetrieben hatte: Selbstwürde. Die schlichte, gefährliche Idee, dass ein Mensch dem Staat nicht gehören müsse. Dass Angst kein Naturgesetz sei.

Seine Rückkehr war kein politisches Manöver, sie war ein Spiegel. Ein Spiegel, in dem Russland sich selbst hätte erkennen können.

Aufrecht. Verantwortlich. Frei.

Doch dieser Spiegel würde zerbrechen.

Nicht sofort.

Nicht mit einem Schlag.

Sondern Stück für Stück, mit Gefängnismauern, mit Schweigen, mit Gift und Lügen.

Und schließlich mit Krieg. Der Überfall auf die Ukraine würde alles, was noch an Hoffnung geatmet hatte unter sich begraben.

Ein Land, das hätte erwachen können, würde tiefer in der Dunkelheit versinken, während es lernte, das Töten wieder patriotische Pflicht sei.

Nawalny wollte, dass Russland innehielt.

Dass es den Blick nicht senkte, nicht auswich, sondern sich selbst erkannte.

Der Krieg nahm diesem Land diese Möglichkeit. Er zwang es, den Kopf abzuwenden und die Augen zu schließen.

Was blieb, war kein Triumph, kein politischer Sieg, nicht einmal eine offene Niederlage.

Es blieb die Erinnerung an einen flüchtigen Augenblick, in dem Würde greifbar gewesen war.

Dieser Augenblick wurde nicht diskutiert, nicht widerlegt.

Er wurde verscharrt.

Zusammen mit denen, die zu früh an ihn geglaubt hatten.

Danksagung

Ich möchte den folgenden Personen meinen aufrichtigen Dank aussprechen:

An erster und vorderster Stelle meiner Frau Nicoletta, die mir beim gesamten Schreibprozess den Rücken freigehalten hat. Ich danke dir dafür und liebe dich über alles. Du hast das grandiose Motiv für das Cover geschossen. Danke euch über alles dafür.

Meinem Lektor Saki M. für seine Unterstützung und Geduld. Er hat sich durch die Rohfassung gekämpft und mir mit fundierter Expertise zur Seite gestanden.

Meiner Frau fürs Korrektorat und das akribische Finden von allen im Text versteckten Fehlerteufeln.

Marc Marin, Patricia Foik, Sylvana Finke und Alexandra Kaiser für erste wertvolle Hinweise und eine schonungslose Analyse. Eure ehrliche Meinung sowie positives Feedback gaben mir die Kraft, weiter an dem Buch zu arbeiten.

Nachwort

Vielen lieben Dank, dass du mein Buch gelesen hast. Ich hoffe, dass es dir gut gefallen hat.

Du möchtest mit mir in Kontakt bleiben und über neue Bücher von mir auf dem Laufenden bleiben?

Trage dich für die Dossiers ein, mein kostenloser Newsletter auf meiner Webseite: www.sdfoik.com

Instagram: <https://www.instagram.com/s.d.foik/>

Facebook:

<https://www.facebook.com/sdfoikcom-113036287114646/>

Threads: <https://www.threads.net/@s.d.foik>

Twitter: <https://twitter.com/Belgarriion>

Tiktok: https://www.tiktok.com/@sdfoik_autor

Youtube: <https://www.youtube.com/@sebastianfoik9967>

Wenn du noch einen kurzen Moment Zeit hast, würde ich mich außerordentlich über deine Bewertung bei dem Händler freuen, bei welchem du dieses Buch gekauft hast. Hilf anderen Lesern die spannende Geschichte um Corrigan und sein Team, ebenfalls zu entdecken.

Vielen lieben Dank dafür, dass du das Buch gelesen hast. Ich freue mich schon sehr bald, dich wieder zwischen den Seiten meiner Bücher begrüßen zu dürfen.

S.D. Foik

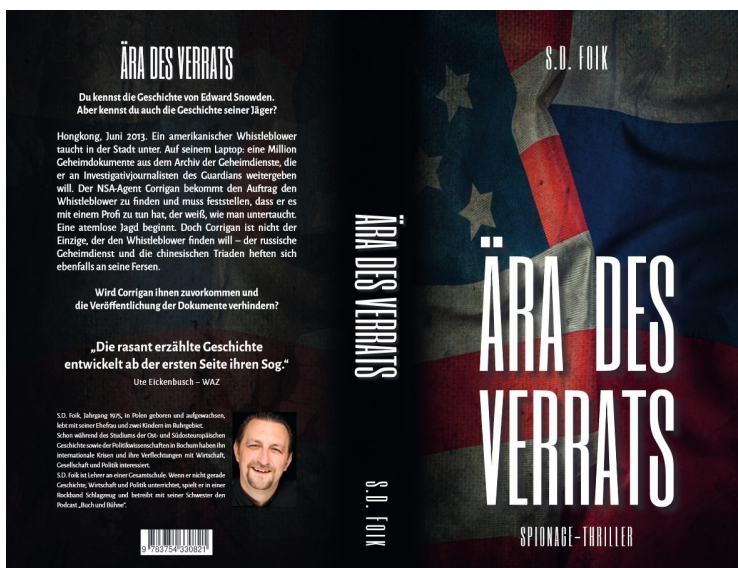
Weitere Bücher von S.D.Foik

Ära des Verrats

**Du kennst die Geschichte von Edward Snowden.
Aber kennst du auch die Geschichte seiner Jäger?**

Hongkong, Juni 2013.

Ein amerikanischer Whistleblower taucht in der Stadt unter. Auf seinem Laptop: eine Million Geheimdokumente aus dem Archiv der Geheimdienste, die er an Investigativjournalisten des Guardians weitergeben will.



Die Freiheit in uns

Wer den Krieg in der Ukraine verstehen will, muss den Maidan verstehen!

Kyjiw, November 2013.

Eine überraschende Entscheidung der ukrainischen Regierung löst eine Welle von Protesten aus, die das Land für immer verändern wird. Hunderttausende von Menschen strömen auf den zentralen Platz der Hauptstadt, den Maidan, um für ihre europäische Zukunft zu kämpfen. Sie trotzen der Kälte, der Gewalt und der Angst, um ihre Stimme zu erheben.



Operation Redhead

Es ist 2018. Der Kalte Krieg ist zurück. Heißer, tödlicher, globaler.

Michael Corrigan, Topagent der CIA-Schatteneinheit SCS, wird mit einem unmoralischen Angebot konfrontiert: Julijan Assange soll diskret, effizient und spurlos durch Nowitschok sterben.

Der Preis: diplomatische Immunität für sanktionierte russische Oligarchen.

Gleichzeitig macht sich ein russisches Killerkommando auf den Weg, den ehemaligen russischen Überläufer Skripal in Großbritannien zu vergiften.

In ihren Reihen: Ein Doppelagent, der für Corrigan arbeitet.



